

Die Abendschule



LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.



Obgleich die Kinder bisweilen einander mit mehr Kraft als Sorgfalt waschen, springt ihre zarte Haut nicht auf, wenn Ivory-Seife benutzt wird.

Ivory-Seife kann in die zarteste Haut gründlich und beständig eingerieben werden, ohne den geringsten Reiz zu veranlassen. Sie ist frei von unverbundenem Alkali und jedem andern Stoffe, der eine schädliche oder auch nur fragwürdige Wirkung hat.

Ausgesuchte Zutaten und gewissenhafte Zubereitungsweise verleiht Ivory-Seife die unterschiedliche Milde, welche sie für jede Haut so harmlos und so dankenswert macht wie reines, klares, weiches Wasser.

Ivory-Seife  99 $\frac{44}{100}$ % rein.

IT FLOATS

Fabriken in Ivorydale, Ohio; Port Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.

COPYRIGHT 1917 BY THE FROST & SAWYER CO., CINCINNATI

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen zu 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 22.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 24. Mai 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.



Neues Leben, neues Hoffen.

Wie lange, Schwester, ist es wohl gewesen,
Daß ich im Fieber mit dem Tode rang?
Ich weiß es nicht, doch, daß ich nun genesen,
Daß wieder höre ich der Vögeln Sang,
Daß ich ein Wunder, fast zu hehr und wonnig,
Denn nie zu schmerzhaft, ich diesen Tag,
In dem der Frühling, lächelnd mild und sonnig,
Den fischen Körper kühlt, die Schmerzen brach.
So dank' ich Gott und meiner treuen Pflege,
Ich bin beglückt, nun keh' ich wieder offen
Der Kameraden eisenharte Wege,
Gott gab mir „neues Leben, neues Hoffen“!



Es ist bestimmt in Gottes Rat.

Es zuckt das Herz, es bebt die Hand —
Was mag es Schlimmes geben?
„Mein teures Lieb in Feindesland, —
O Gott, erhalt sein Leben!“ —
Schon geht die Tür, ein Kamerad tritt ein mit ernsten Zügen,
Erzählt von mut'ger Heldentat, erzählt von Kampf und Siegen;
Doch unterm Mantel hält er schon ein Etwas noch im Arme —
Ein Degen ist's — da tönt ein Schrei, o, daß sich Gott
Es war bestimmt in Gottes Rat!
Die Riefe, Kreuz und Degen,
Er, der nun ausgerungen hat,
Schützt sie, mit seinem Segen. —

Aus der Zeit für die Zeit.

„Und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“

Sind die Worte „Dein ist das Reich und die Kraft“ ein eherner Trutz sondergleichen in schwerer Zeit, so erschließt der zweite Teil der Schlussworte im Gebet aller Gebete: „und die Herrlichkeit in Ewigkeit“ einen übersprudelnden Born des Trostes. Herrlichkeit schätzt jeder Mensch. Herrlich herausgeputzt ist gern schon das lallende Kind. Wie gern die stolzen, zu Besuch weilenden, im Lande rundum gereisten Bettelknechte der Franzosen sich haben verherrlichen und verhimmeln lassen, hat man eben zur Genüge gesehen. Und ist die Maienzeit nicht herzogtinnend herrlich? Wo wäre der Mensch, der nicht Lust hätte, in den frischperlenden Maenmorgen hinauszuwandern, um in vollsten Zügen die balsamische Luft zu genießen, mit geöffnetem Ohre der Kantate der Vögel und dem Geseumm und Gegerp der unscheinbaren Kreaturen zu lauschen wie mit hellem Auge alle sich entfaltende Pracht und Herrlichkeit und das Getreibe der emigen Kleintierwelt zu beobachten? Nüftet der Städter um diese Zeit auf eine Feriensfahrt, sucht er dann nicht Orte auf, wo er die herrlichste Ruhe, die herrlichste Landschaft, ja wohl die großartigste Augenweide in der Natur genießen kann? Muß aber nicht der, der die alternde Erde alljährlich so herrlich macht, der Herrlichste von allen sein? In dieser herrlichen Zeit feiert auch die ganze Christenheit zwei hohe Feste, Himmelfahrt und Pfingsten. Predigt nun schon die gesamte Natur in der lieblichen Maien- und Ferienszeit: „Dein ist die Herrlichkeit in Ewigkeit“, wie ausdrücklich bekräftigen noch gerade das diese beiden Feste der Kirche! Himmelfahrt ist der Krönungstag des Heilandes, von dem er selber sagt, da werde er „zu seiner Herrlichkeit eingehen“, und Pfingsten der Weihestag seiner Gläubigen für sein Reich auf Erden wie zugleich für sein

Ehrenreich. Denn er sagt ja bestimmt: „Water, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen.“ Himmelfahrt ist der Triumphzug des siegreichen Erlösers, und seit Pfingsten sind durch den Geist der Gnade alle Christenherzen der zweiten Erde hinaufgerichtet in die „Herrlichkeit in Ewigkeit“, die er bereitet hat denen, die ihn lieben. „Der vom Himmel kommen ist und uns führt ins Himmels Thron“, singen wir. O, in schwerer Zeit eine unaussprechliche Fülle des Trostes! Gerade in dem Jahre des furchtbarsten Wütens und Umsichgreifens dieses Weltkrieges, in dessen Strudel voll Blut und Tod, Sorge, Not und Hunger nun auch Amerika wider den Willen seines Volkes hineingezerrt worden, ist der Gedanke an die „Herrlichkeit in Ewigkeit“, den beide Feste uns so nahe legen, doppelt wertvoll und doppelt nötig. Oder haben die Kriegszeiten die vergängliche Herrlichkeit der Erde und die wahre Gesinnung der Menschheit, die nichts weniger als herrlich ist, nicht genugsam offenbart? Haben sie nicht beängstigende Abgründe der Nacht und jäh Tiefen voll Grauens enthüllt, wie man sie gar nicht ahnte? Mag die Maienzeit noch so herrlich, mögen die Ferien noch so entzückend sein, so hat dieser Krieg eins der trostlosesten Schauspiele vorgeführt, das es je auf Erden geben kann: besonders dies, während fast die ganze zivilisierte, ja, sogenannte christliche Kulturwelt sich zerfleischt und ausrottet, ist die Heidenwelt, zwar zum Teil auch sklavisch wider Willen ins Kampfgewühl hineingezerrt, der Zuschauer. Zu einer Zeit, da der Eifer im Werke der ausländischen Missionen seinen Höhepunkt erreichte und die Heidenwelt zubereitet wurde wie nie zuvor zur Aufnahme des rettenden Evangeliums, zum Empfang der beseligenden Pfingstweihe, zum Eingang in die „Herrlichkeit in Ewigkeit“, bricht in der Christenheit

dieser mörderischste Bruderkrieg aller Zeiten aus und verwandelt die Erde in Totengefilde und Elendsstätten. Das Schauspiel ist nieder-schmetternd, entsetzend! Wagt man daran zu denken, was alles nun unter den Völkern der Welt die Folgen dieser Blutsehe sein werden? Gewiß, auch der Weltkrieg wird enden, — möge Gott ihn bald beenden! Gewiß, in politischer, sozialer und auch religiöser Hinsicht wird wohl manche Wandlung zum Bessern Platz greifen. Aber wie Vulkanausbrüche und Erdbeben die Landschaft zerrütten, wird dieser Krieg den Gang der Dinge beeinflussen. Es werden nicht nur neue Grenzlinien gezogen, Handel und Gewerbe und Regierungen geändert, Zerstücktes wieder aus der Asche aufgebaut, auch Ideale und Grundrechte der Völker werden aus der zusammenge-schmolzenen Schlackenmasse wieder hervorgegraben werden. Aber gleichviel, ob der Weltkrieg früher oder später sein Ende erreicht, gleichviel, wie sehr die Völker bemüht sein werden, sich wieder in die Höhe zu bringen, die an ihm beteiligten Länder werden auf lange Jahre hinaus an seinen Folgen zu tragen haben. Es ist nicht das Schlimmste, daß sie, weiß täglich Tausende von Männern im blühendsten Lebensalter dem Moloch zum Opfer fallen, alle mit einer Ver-ringering ihrer Bevölkerungsziffer, einer Verminderung der Gebur-ten, mit Armut, Bankrott und Hunger zu rechnen haben, nein, die Brutalisierung der menschlichen Natur, die der Krieg mit sich bringt, die Zerreißung von Recht und Moral, die Vertrampfung der huma-nität, die Ausaat des Hasses, die fressende Fäule der Lüge, die volksvergiftende Gabsucht, das üppig wuchernde Verbrechen — sie sind des Krieges Eiterbeulen und Krebsgeschäden. Und welche eine Nachwirkung wird das alles auf die zivilisierten und ungelivilisierten Länder haben! Ach, wie ist die Herrlichkeit der Welt, der alten und jungen Kulturländer zerschanden geworden! Eben jetzt wird aus allen kriegführenden Ländern übereinstimmend gemeldet, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher und die Schwere der Verbrechen erschreckend zunimmt. Ungehorsam, Verrohung, Lasterhaftigkeit, Ausschreitungen und Vergehen aller Art werden ausdrücklich von den Behörden auf die mangelnde väterliche Aufsicht zurückgeführt. Der-artige Erfahrungen stehen auch dem amerikanischen Volke in Aus-sicht, zumal angesichts der hierzulande den heranwachsenden Kindern gestatteten größeren Bewegungsfreiheit. O, wie hatte es die Welt, sonderlich Amerika, doch in allem so herrlich weit gebracht! Hat es je ein ruhmreicheres Geschlecht gegeben? Zivilisation, Humanität, Bildung, Großkapital, Interessengemeinsamkeit, Menschenverbrüde-rung, so prahlte man, würden gar keinen Krieg dulden, oder ihn doch schleunigst beenden. Und wie sollte es eine Teuerung hier ge-ben können? Schiffe, Eisenbahnen, Felder, Geld und Hilfsquellen die Menge, treten wirklich in einem Landesteile einmal Notstände ein, so holen wir Vorräte aus einem andern! Aber wo ist die Herrlichkeit geblieben? Der Krieg offenbart, was in der Menschen-gergen wohnt: Haß, Neid, Lüge, Verleumdung, Intrige, Geheer, Selbstsucht, Mord. Wie Todeshauch durchweht die Macht des Bösen und der Finsternis die Welt! Durch Dunkel, tiefes Dunkel führt die Zeitgeschichte! Und doch, — auch im tiefsten Dunkel dieser schweren Zeit schauen große, helle Augen uns an aus der „Herrlich-keit in Ewigkeit!“ Menschenkind, fragen sie, verstiehest du denn nicht diese erschütternden Weltereignisse? Lehren sie dich noch immer nicht, daß Glück und Heil und Trost in den Dingen dieser Welt nicht zu finden, daß alle Herrlichkeit der Erde eitel ist, daß die Welt ver-geht mit ihrer Luft? Ist es nicht, als hörten wir zugleich die Stimme: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende?“ Ist uns nicht, als öffne der Himmelfahrtstag die Tore der Herrlich-keit, als salbe Pfingsten das Herz mit Freudenöl? Fürwahr, mag die Erde aus allen Zugen gehen, die „Herrlichkeit in Ewigkeit“ ist dem Christenherzen der überjünglichste Trost, und Millionen beten darum Tag für Tag, der Verheißung des gen Himmel gefahrenen Geilandes: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten,“ und der Versiegung des Heiligen Geistes gewiß: „Dein ist das Reich und die Kraft — und die Herrlichkeit in Ewigkeit!“

Dr. Kämpfs gewaltige Reichstags-Gröffnungsrede.

Ohne daß am 1. Mai in Deutschland Streikunruhen, die Lon-don „befürchtet“ hatte, ausgebrochen wären, trat tags darauf der Reichstag neu zusammen. Mit einer ergreifenden Gröffnungsrede, die nicht nur klar darlegt, wie es Deutschland ums Herz ist, sondern auch gegen Amerikas Eintritt in den Krieg, den Deutschland für seine Existenz führt, marfig protestiert, begrüßte der betagte Präsi-dent, Dr. Johannes Kämpf, die Reichsvertreter. Es geschah gewiß mit Absicht, daß nicht ein Minister, sondern der Vorsitz der deut-

schen Volkshauses die erste Antwort Deutschlands auf Präsident Wil-sons Kriegsbotschaft gab. „Ein neuer und mächtiger Gegner“, so begann er nach den Begrüßungsworten, „ist in die Reihe von Deutsch-lands Feinden eingetreten. Präsident Wilson erklärte in seiner Bot-schaft an den Kongreß vom 2. April, daß er gegen Deutschland Krieg führen wolle im Interesse der Menschlichkeit und zur Verteidigung des Rechtes. Präsident Wilson muß blind sein, wenn er eine der-artige Erklärung abgibt, da er doch keinen Finger gerührt hat, als England seinen Aushungerungskrieg gegen Deutschland erklärte, einen Krieg, der im direkten Widerspruch zu allen menschlichen und internationalen Rechten steht; Präsident Wilson muß blind gewesen sein, als er den deutschen Vorschlag, das Leben von Amerikanern auf amerikanischen Schiffen auf gewissen Wasserstraßen zu schützen, zu-rückwies und durch diese Zurückweisung das Leben seiner eigenen Landsleute in Gefahr brachte. Präsident Wilson schildert das deut-sche Volk als ein Volk ohne eigenen Willen, das durch eine Gruppe von ehrgeizigen Männern in den Krieg getrieben worden ist; er sagt aber kein Wort von der Umzingelungspolitik und den Machinationen, die seit Jahren gegen das deutsche Volk angewandt worden sind, und sagt auch nichts von der noch kürzlich ausgebrachten Absicht der Feinde, Deutschland zu vernichten. Das deutsche Volk stand auf im August 1914 und kämpft heute noch für seine Freiheit, Unabhängig-keit und seine Existenz! Präsident Wilson sagt, er hege keine Feindschaft gegen das deutsche Volk, für das er nur Sympathie und Freundschaft habe. Er beabsichtigt, durch seine Botschaft Zwietracht in Deutschland zu säen. Als Präsident des deutschen Reichstages, der durch die freiesten Wahlmethoden, die es in der Welt gibt, ge-wählt wird, erkläre ich, daß diese Absicht zunichte werden, daß sie auf den gesunden Menschenverstand unseres Volkes keinen Einfluß haben und daß Präsident Wilson auf Granit heißen wird! (Stür-mischer Beifall.) Mit unserem Herzblut haben wir das deutsche Kaiserthum geschmiedet, und mit unserem Herzblut wollen wir für Kaiser und Reich einstehen! (Wiederum stürmischer Beifall.) Das, wofür unsere Väter kämpften und starben, was wir auf dem Schlachtfelde errungen haben, wird unser bleiben und wird nicht vergehen, selbst auf Präsident Wilsons Befehl hin nicht. Wir weisen jede Einmischung einer fremden Regierung in unsere inneren Angelegen-heiten entschieden zurück. Wenn nicht alle Zeichen trügen, steht die Entscheidung des Weltkrieges nunmehr bevor. Wir sehen, wie un-sere Truppen die feindlichen Angriffe mit Todesverachtung abschla-gen. Unsere Unterseeboote werden England zeigen, wie Deutsch-land sich für den teuflischen Aushungerungskrieg rächt. Wir halten fest an unserem Glauben und Vertrauen auf Deutschlands Stern und auf einen Frieden, der unserem Vaterlande für alle Zeiten eine glückliche Entwicklung sichert.“

Riesen Schlacht, Rußland und Mazedonien.

Mit höchsten Einsätzen wird beiderseits die Riesen Schlacht von Arras geschlagen. Ueber 200,000 Tonnen Granaten haben die Eng-länder da in wenigen Tagen verschossen. Sie zählen die Kosten nicht mehr, nur die Fortschritte. Als der vierte Durchbruchversuch ver-eitelt war, hatte ihre Artillerie die Bergspitze von Wimpy buchstäblich abgeschossen, so daß die Höhe wie ein Vulkan mit weitem Trümmer-felde aussah. Aber auch ihr fünfter Durchbruchversuch bei Oppy, Gabelle, Rœux, Monchy, Guemappe, Cherish, Fresnoy und Bulle-court ging in die Brüche. Widersprechend lauten täglich die Berichte: die Engländer melden Fortschritte, Gefangene und blutige Verluste der Deutschen, und zweifelsohne hat die Riesen Schlacht auch auf deut-scher Seite große Opfer gefordert; aber die Engländer kommen nicht voran, und nicht nur der zersetzte Bericht aus Berlin über London meldete immer wieder schwere Verluste des Feindes, sondern auch Washington gab bekannt, daß die Briten an ihrer kurzen Front in 14 Tagen 87,000 und die Franzosen, die am Ostflügel (östlich von dem durch den Rückzug der Deutschen von der Somme „zubereiteten“, aber noch nicht benutzten Schlachtfelde) angriffen, nämlich zwischen Prosnès und Auberive, bei Cerny und an der Vienne, 111,000 Mann verloren, zusammen 198,000. Wundervoll ist die Ueberlegenheit der deutschen Flieger: im April wurden 362 Flugzeuge der Entente und nur 74 deutsche zerstört. Bei einem Angriff auf Beebrügge verloren die Engländer einen Zerstörer. An der Cerna-Wiegung in Mazedo-nien machten die Alliierten gleichfalls einen großen Durchbruchver-such, wurden aber von Deutschen und Bulgaren mit enormen Ver-lusten zurückgeworfen. Und Rußland steht aufs neue am Abgrunde. Die orthodoxe Kirche, der Synod, erklärte sich gegen die neue Regie-rung. Die Bauern ergriffen vielerorten Besitz von Millionen Aekern

Landes, die Soldaten setzen Generale ab und eilen in Trupps heim, um sich am „Landerwerb“ zu beteiligen; der „Rat der Arbeiter und Soldaten“ hat sich für Frieden erklärt, Guchloff, der Kriegs- und Marineminister, trat aus Verzweiflung über die heillosen Zustände zurück, und Justizminister Kerensky erklärt, er sei am Ende seiner Kraft, Volk und Armee sähen dem Hunger entgegen.

Tauchbootjäger und Tauchbootzerstörer.

„Deutschland hat uns auf dem Wasser an der Gurgel,“ schrieb dieser Tage die „Londöner Evening News“. Im Parlament erklärte Lord Percy, daß die durch die deutschen Tauchboote verursachten Verluste geradezu Entsetzen erregend seien, und Sir Edward Carson, Lord der Admiralität, weigerte sich die Angabe Deutschlands, im April seien 1.100.000 Tonnen versenkt worden, zu bestreiten, behauptete aber, England habe noch eine Handelsflotte von 7.000.000 bis 10.000.000 Tonnen zur Verfügung, worauf Sachverständige klarlegten, daß ein einfaches Regengemmel beweise, bis zum September werde nichts mehr davon übrig bleiben. Der von England eben zurückgekehrte Erfinder eines Torpedos, Barlow, sagte bei seiner Ankunft in New York: „Der gesamte Schiffsverkehr der Engländer ist auf Gnade und Ungnade den U-Booten ausgeliefert; England wird allmählich erdroffelt.“ Der bekannte Erfinder Hiram Maxim beginnt einen längeren Aufsatz in der „N. Y. Mail“ mit den Worten: „Die Herrschaft zur See wird mehr und mehr eine solche unter dem Wasser, statt wie bisher eine über dem Wasser, zum Schaden Englands und zum Vorteil Deutschlands. Der Schiffsverlust Englands im letzten Monat betrug annähernd 15% seiner noch vorhandenen Handelsflotte, was will es in einigen Monaten bei weiterem Innehalten dieser Verlustrate tun?“ und er schließt: „Nach alledem kann ich nicht anders als der Ansicht Ausdruck geben, daß Deutschland aus dem Weltkriege als Sieger hervorgehen wird.“ Unsere Regierung gab bekannt, die Submarinegefahr sei aufs höchste gestiegen, in einer einzigen Woche wurden 400.000 Tonnen vernichtet. Admiral Capelle berichtete dem Reichstage, in drei Monaten seien 2.800.000 Tonnen versenkt worden, der Erfolg der Tauchboote habe alle Erwartungen um 55% übertroffen, die Boote wurden stetig verbessert und stetig vermehrt, und sie würden bis zum Ende durchhalten. So erlebte denn jetzt die Welt das eigenartige Schauspiel, daß das ehemals so jegerwichtige England sich aufs äußerste anstrengt, den militärischen Meister, Deutschland, zu Lande (in Frankreich) zu besiegen, und daß Deutschland währenddessen der Seemacht Englands zu Wasser den Vortritt macht. Zugleich aber suchen nun die Alliierten mit allem Fleiße nach Mitteln, die Tauchboote zu bekämpfen; ihrem findigen neuen Bundesgenossen, Amerika, weisen sie die große Aufgabe zu, und die Vereinigten Staaten spannen flugs alle Kräfte an, dem Tauchbootjäger ein Ende zu bereiten. Nicht weniger als 500 Erfindungen sind bereits einer besonderen Kommission unseres Landes vorgelegt worden, die sich mit großen Hoffnungen trägt. Von einem neuartigen Gyroskop (Kreisels-Apparat) wurde Ruhmens gemacht. Auch der Vorschlag, Schiffe mit einer Leibbinde aus Baumwolle oder Kautschuk zu versehen, fand Anhänger. „In England“, erklärte Admiral Capelle, „wurde gesagt: Wir müssen die Stützpunkte ausrücken, das ist das einzige Mittel, um der U-Boote Herr zu werden.“ Sie sollen nur kommen und es versuchen. Sie werden auf Granit beißen.“ Es scheint in der Tat aussichtslos, die Tauchboote zu besiegen. Ein heroisches Mittel verspräche vielleicht allein noch Erfolg: wie man jetzt so manchen Staat knochentrocken macht, könnte man auch den Ozean, von dem ja doch schon mancher Deutsche gesagt hat: „Wenn das Atlantische Meer lauter Champagner wäre“, ebenso knochentrocken legen, um dann, gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagend, sofort „Thrift Gardens“ und Weizenländereien bis zu den Gestaden Albions anzubauen.

Amerikanische Truppen nach Frankreich?

Zuerst wiesen die französischen und englischen Besatzungskommissionen daraufhin, daß gründliche Ausbildung amerikanischer Truppen vor ihrem aktiven Eingreifen in den Krieg notwendig sei. Das taten die Franzosen sogar, obwohl sie erklärten, Leute seien ihnen lieber als Geld. Jetzt aber verlangen sie die sofortige Entsendung von Soldaten an die Westfront. Sie wünschen, daß kleine Abteilungen, von verschiedenen Hundert Mann, unverzüglich mit jedem Schiffe, das nach Europa abgehen kann, gesandt werden. Und Nachrichten aus Washington besagen, daß in wenigen Tagen schon Truppenteile nach der europäischen Front unterwegs sein würden. Die Truppen sollen flink noch hinter der französischen Gefechtslinie in etwa fünf

Wochen im Bereiche des Kanonendonners mit Spezialwaffen, Bombenwerfen u. s. w. ausgebildet werden. Damit ist nichts anderes gesagt, als daß unsere Jugend in die vordersten Schützengräben kommt, wie es bisher mit den Kanadiern, Australiern und anderen Hilfstruppen geschah. Wird es das amerikanische Volk sich zur Ehre anrechnen, daß die Alliierten seine besten Kräfte in den gewissten Tod stürzen? In einem Angriffskriege gegen unser Land wäre es ohne Frage eine Ehre, in den vordersten Reihen zur Verteidigung des Vaterlandes zu kämpfen, komme der Tod heute oder morgen; etwas anderes aber ist es, auf fremdem Boden die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schon bei der jetzt so gesteigerten Tauchbootgefahr Truppen hinüberzunehmen, ist eine Verantwortung ohnegleichen. Die amerikanische Kriegsführung wird hoffentlich dafür sorgen, daß der Jugend unseres Landes nicht die traurige Rolle zufälle, pure Schlachtopfer für die zusammenbrechenden Alliierten zu werden.

Konfiskation, Zensur, Kriegsteuer, „Freiheitsanleihe“.

Zwei Wochen lang suchte ein Kongressausschuß beider Häuser des Kongresses die Verschiedenheiten in den Konfiskationsvorlagen, wie sie im Senate und im Abgeordnetenhaus Annahme gefunden hatten, auszugleichen. Endlich war Einigkeit erzielt: das Alter für die Aushebung wurde von 21 bis 30 Jahren festgesetzt, der Teddy-Paragraph des Gesetzes gestrichen, die Prohibition für die Dauer des Krieges abgelehnt. Der Präsident hatte seine Vorkast auf das Volk, in welcher er die näheren Anordnungen für die Ausnahmeweise Dienstverpflichtung der jungen Mannschaft darlegt, längst fertig, — da beschließt das Repräsentantenhaus plötzlich, die Feldherrngelüste Roosevelts doch zu gewähren. Nun muß in beiden Häusern die ganze Vorlage immer noch erst in ein und demselben Wortlaute angenommen werden, ehe sie Gesetzeskraft erhält. Ihre Hauptpunkte werden freilich feststehen. Die Vorlage ermächtigt den Präsidenten, sofort 500.000 Mann im Alter von 21 bis 30 Jahren einzuziehen. Alle Männer dieses Alters müssen sich an einem bestimmten Tage registrieren lassen. Behörden werden im ganzen Lande in Sitzung sein, um alle Ausnahmefälle zu prüfen. Ausgenommen sind Soldaten und Matrosen, die jetzt im Dienste stehen, Beamte der Vereinigten Staaten und der Staaten und Territorien, Geistliche, Studenten der Theologie, Mitglieder religiöser Gemeinschaften, deren Bekenntnis Teilnahme am Kriege verbietet (doch können sie zu Diensten als Nichtkombattanten herangezogen werden), außerdem darf der Präsident von der Aushebung ausnehmen: Stadt- und County-beamte, Zollbeamte, Postbeamte, Handwerker in Marinewerften, Arsenalen und Waffenhallen, tüchtige Arbeiter in Industrien, einschließlich Ackerbau, und Leute, die für den Unterhalt der Eltern sorgen oder physische oder moralische Mängel haben. Im Bundes-senat lag gleichzeitig mit einer Spionage-Vorlage eine sehr strenge Klausel über Pressenzensur vor. Die Zensurklausel wurde nach vielen Debatten mit 48 gegen 34 Stimmen gestrichen, aber die Spionage-Vorlage, die dem Präsidenten mehr Macht einräumt, als irgendein Herrscher der Welt hat, mit 77 gegen 6 Stimmen angenommen. Und nun beraten beide Häuser über die Kriegsteuer. Die gegenwärtigen Jahreseinkünfte des Landes von \$1.500.000.000 sollen um \$1.800.000.000 erhöht werden. Wenn diese Vorlage Gesetz wird, kommt auf den Kopf der Bevölkerung eine direkte Steuer von \$33 (das britische Volk ist bereits mit \$60 pro Kopf belastet). Jeder Haushalt wird belangt, um die Kriegskosten zu bestreiten. Licht-, Heizungs- und Telefonrechnungen, Eintrittskarten, Feuer- und Lebensversicherung, Eisenbahnfahrkarten, Automobile, nicht alkoholische Getränke, Golf- und Ballspiele, Klubbeiträge und vieles andere wird besteuert. Die erhöhten Poststrafen für Zeitungen und noch weit mehr für Zeitschriften, die nach einem Zonensystem arrangiert sind, mögen manches Blatt an die Wand drücken. Proteste gegen zahlreiche Bestimmungen der Vorlage laufen von allen Seiten ein, — natürlich ist jeder einzelne am schwersten getroffen. „Ich schließe die Augen“, sagte der demokratische Führer Ritchie, „und stimme dafür, denn die Regierung braucht Geld!“ Aber will man damit Ungerechtigkeit, die man zugibt, beschönigen? Wie steht es mit einer Konfiskation des Kapitals? Führende Kongreßleute geben zu, daß sie den großen Korporationen gegenüber nahezu machtlos sind. Und wie steht es mit der „Freiheitsanleihe“? Teils durch Steuern, teils durch Bonds sollen ja die \$7.000.000.000 der Kriegsbewilligung aufgebracht werden. Die Bonds gehen nicht ab wie heiße Semmeln, Schatzamtsekretär McAdoo macht daher eine Werbereise und ersucht jedermann, in die Tasche zu greifen. Aber wird das hungernde Volk auch noch Geld hergeben?



Aufs Land!



An einem kleinen Binnensee.

Der Ruf „Aufs Land!“ erschallt in diesen Tagen neben dem „Zur Fahne!“ Der Ruf „Aufs Land!“ erschallte sonst um diese Zeit alle Jahre und wurde von dem Ruhe und Erholung suchenden und Ferien genießenden Städter nicht ungern vernommen. Diesmal ergeht er, neben dem Rufe zum Heerbann, in anderem Sinne.

Zwar werden auch in diesem ersten und teuren Sommer gar manche Städter, die des alljährlichen Ausflugs nicht entbehren zu können meinen, ihre Reise in die Sommerfrische unternehmen, allein es werden ihrer doch beträchtlich weniger sein als sonst. Ach, der Ernst der Zeit verbietet es dem einen — vielleicht ist zu Hause ein Sohn, der auf Nimmerwiedersehen fortgenommen wird; dem andern die Teuerung dieser Zeit — der Geldbeutel erlaubt das Vergnügen und die Mehrausgabe nicht. Die Eisenbahnen sind dafür ein guter Thermometer: während sie sonst um diese Zeit ihre Ressorts und Zufluchtsorte dem reiselustigen Publikum mit viel schönen Worten anzupreisen pflegen, hüllen sie sich heuer in Schweigen. Zwar hat ferner vordem schon die Mahnung „Aufs Land!“ nicht bloß den Sinn eines Lock-

rufs der schönen Ferienzeit gehabt, sondern auch die ernstere Bedeutung, daß die Bevölkerung nicht so unverhältnismäßig in die Städte ziehen, vielmehr in größerem Maße sich der Landwirtschaft zuwenden möge, damit der Ackerbau nicht auf Kosten des Industriewesens leide und zurücktreten müsse. Wer

hätte in den verflossenen Jahren die Mahnung „Zurück aufs Land!“ nicht vernommen? In diesem Sinne aber erschallt sie jetzt zum Beginn der alljährlichen schönen Ferien- und Ausflugszeit mit Regierungsnachdruck in unsere Städte hinein.

Die Bundesregierung hat beizeiten alle Bewohner des Landes nicht nur ermahnt, von Lebensmitteln, Gemüse und Feldfrüchten, sei es auf der Farm, sei es auf städtischem Grundstück, so viel anzubauen und zu ziehen wie nur möglich, sie hat zugleich auch eine „auswählende Aushebung“ (selektive Konstriktion) gesetzlich gemacht, wonach junge Männer für den Krieg keineswegs bloß zum Heeres- und Flottendienst ausgewählt werden sollen, sondern auch viele, die der gestellten Anforderungen des Rufes zur Fahne ermangeln, an Orten, wo sie dem Vaterlande am meisten nützen und wo sie am tauglichsten und verwendbarsten sind, zu dienen haben, — vornehmlich auf der Farm. Ausdrücklich hat der Präsident erklärt, daß er solche Dienstleistung, unserem Lande zu größeren Erntevorräten zu verhelfen, für ebenso nötig und patriotisch ansehe wie den Dienst an der Front. „Aufs Land!“ mag daher nächstens für gar manchen „Selektierten“ das Kommando lauten.

Wochenlang aufs Land — welche Aussicht für den schwächlichen Stadtlüngling! Das sind dann keine Ferien, keine Ruhetage. Ach, jäh verflüchtigen sich die rosigen Bilder seines Geistes vom Fischfangen, Rudersport und Badestrände, vom Streifen durch Wald und Flur, frischer Buttermilch und gemüthlichem Schaukelstuhl auf schattiger Veranda. Was? Wochenlang aufs Land, wochenlang auf der Farm? Der



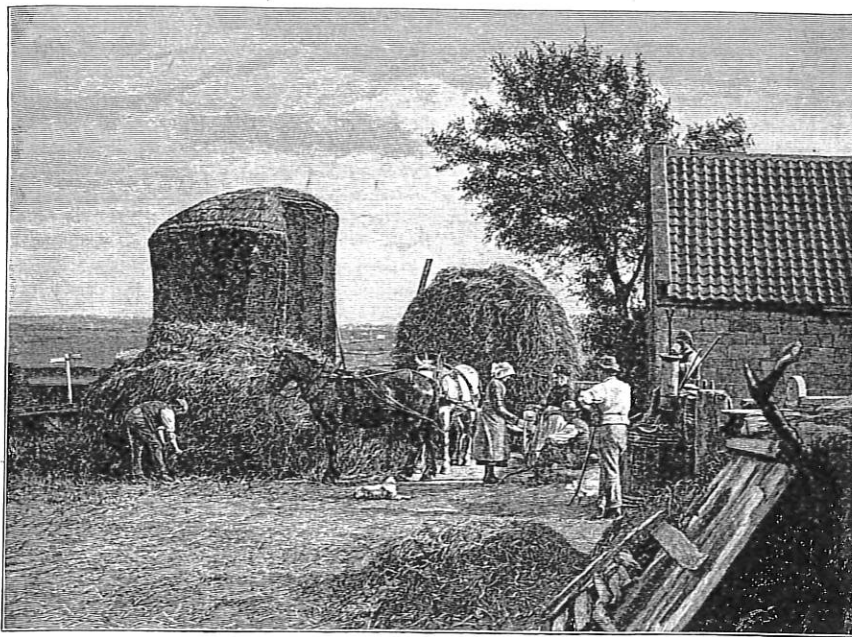
Ein Morgengruß auf einer westlichen Farm.

Gebanke erscheint den meisten Stadtkindern unfassbar. Und wie, dort täglich schwere Feldarbeit tun? Sie können es verstehen, daß man etliche Tage an einem malerischen Binnersee oder am Meeresstrande weilt oder die Einsamkeit einer Gebirgs- und Waldbandschaft aufsucht, aber das Leben und Arbeiten auf der Farm, ein längerer Aufenthalt im Lande mit seinem täglichen Einerlei der Berufspflichten scheint vielen der Inbegriff der Langweile und Trostlosigkeit zu sein.

Welcher Irrtum! Nirgend, in der Tat nirgend gibt es glücklichere und zufriedener Menschen als auf dem Lande, nirgend lernt der Mensch so voll und ganz die Wahrheit des Wortes „Arbeit macht das Leben süß“ wie auf der Farm, nichts wird recht vielen Stadtburschen für Leib und Geist eine so heilsame Medizin sein wie ein wochenlanger Aufenthalt auf der Farm mit seiner gesunden Arbeit in frischer Luft.

Wer sich offene Augen bewahrt hat, zu sehen, wird bald erkennen, daß auf dem Lande durchaus nicht ein Tag hingeht wie der andere, daß es auf der Farm vielmehr die abwechslungsreichste Arbeitstätigkeit gibt, die man sich nur wünschen kann. Er wird bald sehen, daß auch die einfachste Landgegend Schönheiten besitzt, wie sie kein städtisches Gemeinwesen zu bieten vermag. Da ist vor allen Dingen keine beklemmende Einengung, wohligherweitert sich die Brust, kein Rauch, keine drückende Stieluft lagert sich auf die Lungen, frei schweift der erweiterte Blick rundum. Zwischen Bäumen und blühenden Sträuchern liegen fern und nah die freundlichen Wohnstätten; zwischen Bäumen, auf einem in hellem, zartem Grün leuchtenden Stielchen Erde erhebt sich dort ein weißer, schlichter Bretterbau mit einem spitzen Turme: das Kirchlein. Wie anspruchslos und bescheiden dieses Gotteshaus und die Landhäuser! Gemütsberuhigend wirkt schon ihr bloßer äußerer Anblick.

Hier und dort hat sich nach Jahren fleißiger Arbeit der eine und andere zu behäbigem Wohlstande gelangte Farmer allerdings ein bequemes, vielleicht mit allem neuzeitlichen Komfort eingerichtetes Wohnhaus erbaut, aber siehe, seine Inassen sind doch dieselben schlichten, einfachen, bescheidenen Leute geblieben. Und dazwischen steht ein Häuschen aus vergangenen Tagen; die zwölf kleinen Scheiben in jedem Fenster weisen auf die Tage vor dem Bürgerkriege als die Zeit seiner Erstehung.



Friedliche Farmzene.

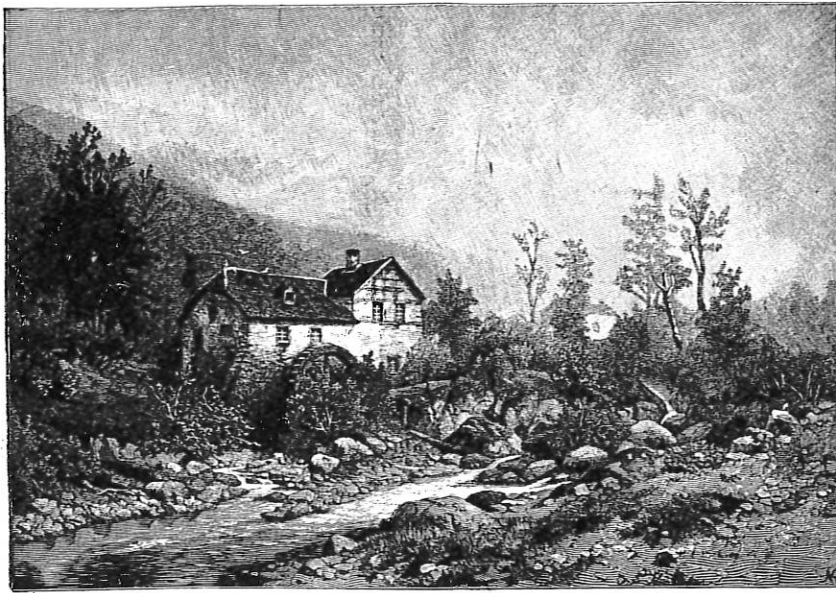
Es ist das älteste Gebäude der Nachbarschaft. Die rohen, von der Zeit geschwärtzten Eichenbohlen, alle vom Wetter geworfen, scheinen gerade noch notdürftig zusammenzuhalten. Nicht einmal eines Topfes Farbe hält man das alte Heim mehr wert. Und doch, wie kostig und traut guckt es in die freie Welt! In seiner Sparsamkeit trifft der Eigentümer auch ganz das Rechte: das bißchen Farbe würde dem Hause seinen Charakter, seine Geschichte, seine Stimmung rauben — das wäre, als ob man ein liebes altes Mütterchen mit Schminke, Puder und Haarfarbe mitteln aufspuken wollte. Was in Ehren grau geworden, ist immer schön genug! Zu dem alten Häuschen in seiner Wiederkeit und Lauterkeit paßt das alte Pferd in der Fenzede. Es hat jedenfalls ein Menschenalter hinter sich, sein Rücken ist von der Last der Jahre gekrümmt, seine Beine stehen schief nach jeder Richtung. Es hat sein Tagewerk getan und pflegt der Ruhe. Doch nicht ganz, zur Zeit der Heuernte tut es vor dem Rechen

immer noch leichte Dienste und erwirbt sich damit auch in seinen alten Tagen noch das Anrecht aufs Gnadenbrot. Das Landleben hat eben Arbeit und Ruhe für Menschen und Vieh, alt und jung!

Und wie wohligher sind Feierabend und Ruhe auf dem Lande! Langsam zieht die Sonne über die Hügel, die zu beiden Seiten das stille Tal umschließen. Ein eigenartliches, mildes Licht breitet sich über die friedliche Landschaft, und in dieser Beleuch-



Jugendfreuden in den Ferien.



Im Hügellande.

tung hebt sich jeder einzelne Baum und Strauch scharf vom dunkleren Hintergrunde ab. Das fahle Graublau des Himmels nimmt allmählich eine rötliche Färbung an, langsam gewinnt dieses Rot an Stärke, bis der ganze Himmel in entzückende Abendglut getaucht erscheint. Es ist, als ob eine Feierstimmung über der Erde liege, da sie Abschied nimmt von der Sonne. Graue Schleier steigen nun von dem Flusse auf und schieben sich vor die Wälder, die Vorboten der Nacht huschen über die schweigsamen Gefilde, zur Ruhe ist schon die Tierwelt, und auch für den Menschen waltet jetzt die ersehnte Rast.

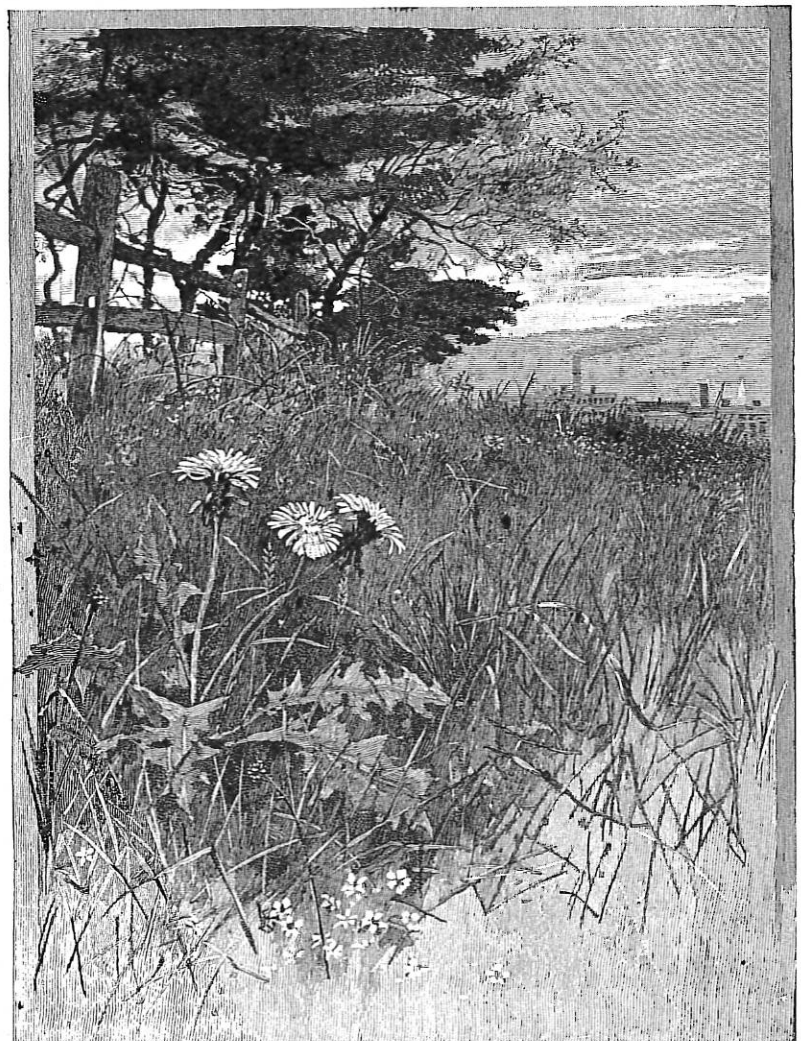
O, wie wohllich ist der Sommerabend auf dem Lande! Leise huscht es hier und dort in den Zweigen ab und zu, im Grase piepst und zirpt es, Leuchtfliegen blitzen im Gesträuch, Glühwürmchen säen kleine Sternchen ringsumher, sehnüchlich klagend klingt der melancholische Ruf des „Whip-poor-will“, die Frösche schnarren im gedämpften Massenchore. Das ist die Ruhe des Abends auf der Farm — eine Ruhe, die sich freilich aus hundert und tausend leisen Geräuschen zusammensetzt und doch eine Symphonie wunderbarer monotoner, beruhigender Klänge bildet, in ihrer Harmonie ein Schlummerlied von unbeschreiblicher Schönheit — das Susanne der Nacht!

Und das ist nun Abend für Abend das selbe Bild? Woche auf Woche das gleiche Lied? Nein, gerade darin liegt der unerschöpfliche Reiz der Abendstimmung auf dem Lande, daß jeder neue Abend neue Variationen bringt. Man muß nur mit Liebe hinhören auf die Stimmen der nächtlichen Natur, und man wird immer wieder neue Stimmen im Chöre vernehmen. Nicht ein Abend ist gleich dem folgenden oder vorhergegangenen, so wenig wie eine Tagesarbeit gleich der andern ist. Auf den stimmungsvollen Abend

aber folgt dann die Nacht von so erhabener Schönheit mit ihrem diamantenen Sternenglanz und ihrem blauschwarzen Samthimmel, von dem die Sterne immer näher, klarer und schöner herniederfunkeln. Ueberwältigend ist die Pracht der Riesentempel des nächtlichen Himmelsdomes, und in der kühlen Nachtluft, dem frischen Odem der Felder, schläft wonnig der fleißige Mensch. Erquickt, fröhlich erwacht er zu neuer Tagesarbeit, sobald der General des Tierreichs durch die frühe Morgendämmerung sein Kommando, sein „Riferiki“, schmettert.

Sollen wir nun noch schildern, wie abwechslungsreich die schöne Landarbeit ist während der Feldbestellung, der Saatzeit, der Beackerungszeit, der Erntezeit? Die Landarbeit auf vielen verschiedenen Feldern, bei der Heumähe, bei der Weizenernte, im Welschkornfelde, auf dem Kartoffelacker, in der Viehzucht, im

Obst-, im Beeren- und Gemüsegarten? Ei, die Vielfältigkeit der Wirtschaft spricht ja für sich selbst! Oder sollen wir noch



Außerhalb der Stadtgrenze.

reden von den mancherlei Erholungsfreuden, die der Landmann hat? Wo hätte man mehr Zeit zu nachbarlichen Besuchen und zum Gedankenaustrausch als auf dem Lande? Wo hätte man so leicht ein Stündchen übrig am Tage, wenn unerwarteter Besuch eintrifft?

Man lächle nicht überlegen und fühle sich nicht erhaben über vorstehende Schilderungen. Wer es am eigenen Leibe erfahren hat, wird stets unumwunden dem Landleben vor jedem andern den Vorzug geben. In der frischen Luft, in der freien Vertikalität, in der einfachen, friedlichen Umgebung gesundet nicht nur der Leib, sondern auch der Geist mit erfreulicher Schnelligkeit, und der Mensch wird viel bescheidener in seinen Ansprüchen und zufriedener mit dem, was das Leben bringt. Der übersättigte Schwächling, der vom reichen Tische der Metropole unzufrieden sich erhebt, wird draußen auf dem Lande an gesunder Hausmannskost bei nervenstärkender Arbeit sich gelabt fühlen. „Aufs Land“ — wochenlang auf der Farm, das ist der Jungbrunnen, in dem viele an Leib und Seele gesunden können.

w.



Vorstadtfreuden der Jugend.



Grube Morgenrot.

Eine Erzählung aus dem Leben. Von Marie Blumner.

Schluß.



Der Direktor hatte die Farbe gewechselt. Er sah einen neuen Beweis dafür, daß er gehaßt wurde, aber doch sträubte er sich gegen die Einsicht, selbst den Grund zu der Tat gegeben zu haben. Er wußte, daß in diesem Augenblicke nichts gegen den Mordtäter vorzunehmen sei, da ihn die Dunkelheit des Abends schützte; doch wer den Direktor kannte, der konnte gewiß sein, daß die Gewitterwolken, die sich immer drohender auf seiner Stirn zusammengezogen, noch einmal furchtbar zum Ausbruch kommen würden. Er war nicht der Mann, der seinem Zorne und seiner Entrüstung in viel Worten Luft zu machen pflegte; aber eine einzige ingrimmige Genugtuung gewährte es ihm in dieser Stunde, dem Obersteiger eine gewisse Mißguthat an dieser Ausschreitung beizumessen, und die wenigen Worte, die sich in verlegendem Hohne über seine Lippen drängten, zielten auf den „herrlichen Erfolg“ von dessen „weltverbessernden Bestrebungen“.

In angstvoller Pein blickte Berta zu Frank hinüber, der schweigend mit gekreuzten Armen am Tische lehnte. Aber seine Augen sahen wieder über sie hinweg, dort nach jener Stelle in der Wand, die der Stein beschädigt hatte. Der Glanz, der auch in den ernstesten Stunden auf ihrem Grunde leuchtete, war wie weggerispißt. Als er sich zum Gehen wandte, fragte sie in einem Tone, der ihre zärtliche Besorgnis kaum verhüllte: „Ist es wahr, daß Montag wieder gearbeitet wird? Aber sagten Sie nicht, daß im Elisenbach leicht Gefahr vorhanden sein könnte infolge der Arbeitspause?“

„Ich befürchte das,“ entgegnete er, und es kam ihr vor, als habe seine Stimme einen eigentümlichen, fremden Klang. „Aber wir werden für Prüfung der Strecken sorgen, ehe die Leute einfahren dürfen.“

„Sie werden mit einfahren?“ fragte sie leiser.

Er lächelte, doch es war ein seltsam bitteres Lächeln, das sie nicht an ihm kannte.

„Gewiß. Ich darf doch nicht streiken, wenn meine Leute Mann für Mann auf ihrem Posten stehen!“

Ihre Hand, die zum Abschiede in der seinen ruhte, zitterte leicht. Sie meinte, ihn fest und fester halten zu müssen, aber im nächsten Augenblicke schloß sich die Tür schon hinter ihm.

Draußen war es noch finsterner und stürmischer geworden,

als Frank über die Grube zurückging. Der Winter lag im Kampfe mit dem Frühling und rang noch einmal um die Oberherrschaft, wild und verzweifelt. Weit und breit fiel kein Lichtstrahl auf den Weg, kein Schein, der ihn erhellt hätte. So dunkel und stürmisch lag jetzt die Zukunft vor seinen Augen. Die Finsternis breitete sich mehr und mehr aus. Von ihr schien jeder Hoffungsstern unerbittlich verdeckt zu werden. Es konnte nicht besser, es konnte nicht anders werden! Die Feindschaft und der Haß blieben, die kein Nachgeben, kein Verzeihen kennen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Was hier angerichtet war durch schroffe Zurückweisung, das wurde von dort heimgezahlt mit heimlicher Bosheit. Nur der Gedanke an Wiedervergeltung, an Rache konnte hier wie dort Raum gewinnen. Immer wieder glaubte er aus dem Winde, der ihn umtöbte, jede Hoffnung verhöhrend, die Stimme des Direktors an seinen Ohren zu hören: „Halten Sie noch immer den Kopf oben? Da haben Sie die Frucht Ihrer Liebesmühe!“ War es nicht ein törichtes, vergebliches Beginnen, wenn ein einzelner versuchen wollte, den schweren Stein aufzuhalten, der ins Rollen gekommen war? Er würde schließlich selbst von ihm zermalmt werden. Reinhold Frank meinte das Andringen einer finsternen Macht zu fühlen, der das Gute weichen mußte. Die Stunde war da, wo Verzagttheit und Groll die Hoffnung und die Liebe zu gefährden drohten!

Er hatte früher einmal an einem Orte gearbeitet, wo die Brunnen nur schlechtes, ungesundes Wasser gaben. Die Folge war, daß Jahr für Jahr eine Typhusepidemie wiederkehrte, die unter den Bewohnern ihre Opfer forderte. Nun rieselte unten im Tal ein Quell, dessen klares, reines Wasser sich ohne große Schwierigkeiten hätte hinaufleiten lassen, um den Ort mit gutem Wasser zu versorgen. Aber die Gemeinde scheute die Mühe und die Ausgabe, und außerdem konnte sie sich mit dem Bergwerk, das einen Teil zu den Kosten beitragen sollte, nicht einigen. Jeder wollte die größere Last dem andern zuschieben, und darüber starben alle Jahre die durch das Wasser Erkrankten dahin, — und die Sache blieb beim alten.

Und hier? Wie? Sollte es nun fortgehen in diesem Dunkel? Tag für Tag ein Hinschleppen des Lebens, dessen Kraft und Freudigkeit die Hoffnungslosigkeit gelähmt hatte?

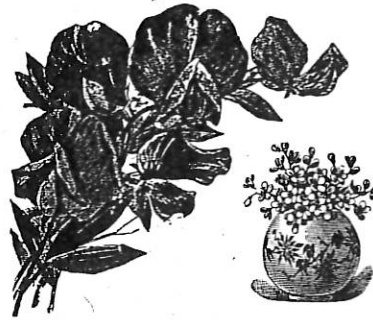
Frühlingsfrost.

Für die „Abendshule“ von Gustav Grönlund.

Arme Blümchen! Allzu schnell
Stiegt ihr aus der Erde Schoß,
Eure Blüten licht und hell
Standen schuß- und blätterlos.

Als aufs neu' die Kälte kam
Und der Sonne Licht entwand,
Eure Pracht ein Ende nahm,
Nauh zerstört von Frostes Hand!

Blümlein! Im Todeschmerz
Standet farblos ihr und kahl, —



Doch es fand durch euch mein Herz
Linderung von seiner Qual.

Brachte doch des Winters Not
Viel der Sorge, Angst und Pein,
Mit euch Blümchen gelb, weiß, rot
Zog aufs neu' der Frühling ein.

Sterbet ihr gleich schnell dahin, —
Eure Pflicht habt ihr getan:
Denn es durst' dem trüben Sinn
Lebensfroh die Hoffnung nah'n!

Uebermorgen war alles wieder im Gange, alles scheinbar so, wie es gewesen. Nur er war ein anderer geworden! Das Tagewerk für seinen himmlischen Arbeitgeber erschien ihm zu schwer, ja vergeblich, weil er bessere Früchte zu sehen begehrte als die, die sich zeigten. Warum durfte er nicht eine Erfahrung machen, die seinen gelähmten Mut neu belebt hätte?

Pfötzlich blieb er stehen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ließ ihn Gott nicht täglich eine Erfahrung machen, die, wenn es recht stand, ihm der mächtigste Antrieb sein sollte zu jeder Arbeit, die er ihm geboten? Wie eine Erleuchtung kam es über ihn: Nicht der Erfolg, der so leicht eine Gefahr, eine Versuchung werden kann — nein, die erlösende, rettende Gottesliebe, die er täglich am eigenen Herzen spürte, mußte einzig und allein die wahre, heilige Triebfeder sein für die Arbeit seines Lebens. Der, der am treuesten geliebt, forderte von ihm die Treue! „Ich darf doch nicht streifen!“ Es waren seine eigenen Worte, die ihm mit einem Male eine andere, höhere Bedeutung gewonnen hatten.

Da hob er das Haupt höher, und in sein Auge kehrte das alte Leuchten zurück: „Ich darf doch nicht streifen! Deine Liebe aber, Herr, muß die Kraft geben zur Treue!“

Die Nacht, die ihn umgab, war noch so finstler wie zuvor, aber in seinem Innern war es hell geworden, hell durch das Licht der göttlichen Liebe, das den glimmenden Docht neu entzündet hatte.

VI.

In der Frühe des Sonntagmorgens begehrte ein junger Mensch den Bergdirektor zu sprechen. Herwig konnte sich nicht gleich besinnen, wo er dies gelblich-blaße Gesicht, dem der zusammengekniffene Mund einen für seine Jahre auffallend finsternen, verbitterten Ausdruck verlieh, schon gesehen hatte, und er fragte ungeduldig, was es gäbe.

Ohne die Augen, die trozig auf dem Fußboden hafteten, zu erheben, antwortete jener kurz: „Sie sagen, daß morgen wieder eingefahren wird und noch Grubenjungen gebraucht werden. Da wollte ich jetzt auch in den Berg gehen.“

Nun fiel Herwig ein, wen er vor sich hatte; und war sein Ton vorher nichts weniger als freundlich gewesen, so drückte er jetzt Hohn, Haß und Verachtung in solchem Maße aus, wie er kaum jemals bei ihm zum Ausdruck gekommen war.

„So, Du bist das, Thomas Krain, den sie, leider Gottes, schon wieder herausgelassen haben, den nun natürlich kein Mensch in den Dienst nehmen will! So, und da wolltest Du jetzt in den Berg gehen und denkst, allen Schund und Abschaum könnten wir hier gebrauchen, dafür wären wir gut! Wir haben

ja auch noch nicht genug erlebt von Mord und Totschlag! Wahrhaftig, von Deiner Sorte fehlte uns gerade noch einer!“

Thomas Krain stand noch immer unbeweglich auf demselben Flecke; aber sein Blick war jetzt starr auf den Direktor gerichtet, so unheimlich starr und wie abwesend, daß dieser ihn noch zorniger anfuhr: „Was stierst Du mich denn an, Du Stoddfisch? Hast Du mich noch nicht verstanden, und soll ich Dir erst noch deutlicher sagen, daß Du am besten lufst, Dich hier nicht wieder blicken zu lassen? Also marsch, hinaus mit Dir!“

Die Tür hatte sich längst hinter dem Abgewiesenen geschlossen, als Herwig noch immer diese schwarzen, ins Leere gerichteten Augen vor sich sah. Fast wünschte er, daß ein drohender, haßerfüllter Blitz darin aufgezündet hätte, ein Ausdruck, der das Knirschen unterdrückter Wut verraten hätte — aber immer wieder und wieder diese unheimliche Starrheit!

Aus dem nächsten Dorfe klang das Vorläuten zum Gottesdienst herüber. Er sah nach der Uhr. Wie manchen Sonntag war er zur Kirche hinunter gegangen, oft genug als der einzige von der Grube „Morgenrot“. So allein hatte er immer gestanden, seit er hier war, allein mit dem Bekenntnisse seines Glaubens und mit dem Festhalten an der Lehre der Kirche, der man rings um ihn her mit Verachtung und Groll begegnete, ja, wie es ihm manchmal vorkam, gerade deshalb, weil er mit aller Strenge dafür eintrat. Dann war dieser Obersteiger gekommen, den er zuerst als Gesinnungsgenossen begrüßt hatte und der ihm bald die Ursache seines ganzen inneren Zwiespaltes geworden war, der seinen beständigen Mißmut hervorrief. Es gab etwas, wogegen sein stolzes Herz sich wehrte, und es wollte den Sieg behalten. Es ärgerte ihn, daß er sich so oft auf dem Gedanken ertappte: Was hätte Frank in diesem Falle gesagt oder getan? Widerstrebte es ihm doch heftig, zuzugeben, daß dieser eine Sache richtiger anfangen und besser beurteilen könne als er. War ihm nicht auch jetzt wieder ein ähnlicher Gedanke gekommen, jetzt, wo er den die ganze Nacht genährten Haß und Zorn an einem Menschen ausgelassen hatte, der ihn doch um eine Stelle bat? Warum mußten ihm gerade jetzt Franks Worte einfallen, die er mit Bezug auf Thomas Krain damals gesagt hatte: „Was soll denn aus einem solchen Kinde werden, das, von fremden Leuten umhergestoßen; jegliches Fränkchen Liebe entbehren muß? Wie viel schwerer ist es einem Menschen gemacht, der, umgeben von Verführern und Verächtern, seinen Weg gehen muß —“

„Schwärmerische Ideen!“ stieß er halblaut hervor. „Schließlich ist doch jeder für sein Seelenheil selbst verantwortlich! Ich sehe keine Verpflichtung, alles Paß hier aufzunehmen.“

Berta kam, zum Kirchgang gerüstet, herein, wozu es hohe

Zeit geworden war. Schweigend legten sie den Weg zur kleinen Dorfkirche zurück. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, als sie eintraten. Ein Wort aus dem Texte schlug an Herwigs Ohr: „Ihr seid das Licht der Welt“, ein Wort, das sein Selbstbewußtsein jedesmal gehoben hatte, so oft er es gehört. Das Licht war sein Christentum. Daß die Finsternis es nicht begriffen hatte, war jedenfalls nicht seine Schuld. Heute aber wollte es bei ihm nicht so recht zu jener gewohnten Befriedigung kommen, mit der er die Predigt sonst anzuhören pflegte. Irgend etwas störte ihn. Als er zerstreut umher sah, traf sein Blick den Obersteiger, der auf der gegenüberliegenden Empore seinen Platz hatte und ruhig der Kanzel zugewendet saß. Der alte Unmut und Groll stieg in ihm auf — das war es gewesen, was ihn an seiner Selbstzufriedenheit gehindert hatte: das Bild dieses Mannes, mit dem er unter einem unwillkürlichen Zwange sein eigenes verglich. Und dann kam wieder die Vision von heute morgen, die ihn störte. Mit einem Male fuhr es ihm durch den Sinn, daß es noch nicht das Schlimmste gewesen wäre, den Thomas Krain auf der Grube aufzunehmen — irgendwo mußte er doch bleiben. Aber jetzt freilich — hinter einem Straßentafelstein noch herlaufen, ein einmal gesagtes Wort zurücknehmen — nein! Das wäre eine vom Augenblicke eingegebene falsche Weichherzigkeit gewesen, die sich später rächen konnte.

Nur einen kurzen Augenblick traf Berta vor der Kirchthür mit dem Obersteiger zusammen. Er hatte noch im Dorfe zu tun und ging nicht gleich mit zur Grube zurück. Aber dieser eine kurze Augenblick sagte es ihr: Er war wieder er selber! Ja, fast noch heller, noch sonniger strahlte sein Auge, so wollte es ihr scheinen. Und sie preßte die Hände aufs Herz. Nun war alles, alles gut; mehr wollte sie nicht begehren.

Eine Stunde später ging Reinhold Frank zum Dorfe hinaus. Er war noch ein ganzes Stück von der Grube entfernt, als er einen Mann durch die Felder daherkommen sah, der mit ihm die gleiche Richtung einschlug. Der schwarze Heinecke, denn er war es, schien erst ausweichen zu wollen, als er den Obersteiger erkannte, dann aber besann er sich und kam gerade auf ihn zu. Sie gingen im Gespräch dicht nebeneinander her. Das Gespräch brachte es mit sich, daß Frank von seiner Anwesenheit bei dem Ereignis des gestrigen Abends kurz berichtete; doch merkte er nicht, wie der andere ihn darüber betroffen ansah. „Es ist durch Gottes Gnade viel Unheil verhütet“, fuhr er fort,

„auch für den Täter; denn nach menschlichem Gesetz wird der Versuch milder beurteilt als die geschehene Tat.“

„Es wird nichts herauskommen“, unterbrach ihn Heinecke jetzt in spöttischem Tone; „hier liegt niemandem was daran, dem Direktor zu seinem Willen zu verhelfen.“

„Und doch wäre es besser, wenn es herauskäme“, sagte Frank.

Der Bergmann warf einen Blick des Mißtrauens auf seinen Begleiter. „Wenn Sie es wüßten — würden Sie es verraten?“ fragte er plötzlich.

„Ja, aber erst im allerletzten Notfall. Zunächst würde ich den Täter selbst zu bewegen suchen, sich als solchen zu bezeichnen.“

Heinecke stieß ein heiseres Lachen aus. „Das wäre wohl zu viel verlangt! Meinen Sie, daß einer dem Direktor den Gefallen tun würde?“

„Nicht um dem Direktor einen Gefallen zu tun“, fuhr Frank ruhig und bestimmt fort, „schon seinen Kameraden ist er es schuldig. Er hat durch eine feige Tat den Verdacht und das Mißtrauen auf alle gelenkt — davon sollte er sie durch ein mutiges Bekenntnis befreien. Vor allen Dingen sollte er es aber um seiner selbst willen tun. Denn für ihn kann einmal eine Stunde kommen, wo die ungebüßte Schuld auf seinem Gewissen brennt, eine Stunde, in welcher es zu spät sein würde, sie zu sühnen und zu bereuen.“

„Es fragt sich noch, auf welcher Seite die größere Schuld liegt“, bemerkte Heinecke und warf den Kopf zurück.

„Darüber zu richten, steht Gott zu“, erwiderte der Obersteiger mit ernstem Nachdruck; „jedem ist die eigene Schuld die nächste, jeder für die eigene verantwortlich. Wenn wir sie mehr erkennen würden, anstatt sie allein dem andern zuzuschreiben, und anstatt diesen zu schädigen, ihm zu helfen suchen wollten — dann wären wir ein gutes Stück weiter auf dem Wege zur Gemeinschaft, auf dem wir uns selbst immer wieder zurückbringen, und näher an dem Ziele, das wir im Grunde doch alle erreichen wollen: glückliche Menschen zu werden!“

Es war Frank anzumerken, wie die Worte ihm aus dem innersten Herzen kamen. Dann nahm er die Hand des Bergmanns und schüttelte sie warm; denn sie waren an der Grube angelangt, wo ihre Wege sich trennten.

Während aber der eine mit schnellen Schritten seiner Wohnung zuging, schlenderte der andere langsam die Straße hin-

Mein Junge ist auch dabei.

Von W. Jastram.

Heldgraue Krieger ziehen aus:
Zubelndes Grüßen Haus bei Haus,
Leuchtende Augen, straff der Schritt;
Heiße Gebete wandern mit:

Mein Junge ist auch dabei.

Durch Augelnregen, durch brüllende Schlacht,
Durch Wunden, durch Grauen der Todesnacht
Vorwärtsstürmend, jeder ein Held.
Siegend dröhnt das Hurra übers Feld.

Mein Junge ist auch dabei.

Viel rotes Blut die Walfstatt trank,
Glühend am Abend die Sonne sank —
Am Walde ein schlichtes Kreuz von Holz
Schau' ich mit heißem Weh und Stolz:
Mein Junge ist auch dabei.



unter und zog, hin und wieder stehen bleibend, große Furchen und Kreise mit dem Stode in den schwarzen Straßenstaub. Als er am Hause des Direktors vorbeikam, warf er einen schnellen Seitenblick hinüber und sah Hertwig im Garten auf und ab gehen. Da ballte sich seine Faust, und er schüttelte den Kopf und ging weiter. —

Der Bergdirektor schritt noch immer rastlos auf und ab. Eine seltsame Unruhe verließ ihn den ganzen Tag nicht. Es war keine Furcht vor einem neuen Bubenstreich, es war die unbestimmte Erwartung von etwas Unabwendbarem, das kommen mußte, das imstande sein konnte, seine Widerstandskraft zu beugen.

Und es kam. Gegen Abend, als er am Fenster stand, sah er die Leute, die erst flüsternd die Köpfe zusammensteckten, in Gruppen sich scharen. Die allgemeine Bewegung und Aufmerksamkeit lenkte sich auf einen Karren, der, von zwei Polizisten begleitet, auf der Straße hergeschoben wurde. Auf dem Karren lag etwas Verhülltes, wie es schien, in einem grauen Sack; sonst war nichts Auffallendes daran zu sehen. Da der Anblick der Polizisten ihn aber immerhin auf etwas Ungewöhnliches schließen ließ, öffnete Hertwig das Fenster und fragte die beiden zunächststehenden Männer nach der Bedeutung dieses Aufzuges.

Der alte Wilms — das war einer der beiden — trat näher heran, froh, eine Neuigkeit zuerst verkünden zu können.

„Sie bringen den Krain,“ erklärte er mit gewohnter Wichtigkeit. „Sie haben ihn diesen Nachmittag an einer Birke in der Schlucht gefunden“ — er machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Finger am Halse —, „jetzt kommt er ins Treiblicher Leichenhaus. Na, das Beste war es so für ihn, es hätte ihn so leicht kein Mensch in den Dienst genommen, denn —“ Wilms brach erschrocken ab, denn in diesem Augenblicke schlug das Fenster klirrend zu, und mißbilligend den Kopf schüttelnd, meinte er zu seinem Nachbar geendet: „Naun, daß er mit unsereins redet, der da drinnen; er wird immer schlimmer!“

VII.

Grau und trübe stieg der Morgen herauf, als Hertwig sich angekleidet auf sein Bett warf. Was für eine Nacht war das gewesen, die er durchlebt hatte — er ganz allein, hier in den vier Wänden seines Zimmers! Ein Kampf war es gewesen, ein verzweifelter Wehren. Und dann war er müde und matt; aber der Gegner hatte die Waffen noch nicht niedergelegt, dieser Gegner, dem er nicht entfliehen konnte, weil er ihn in sich selber trug, der ihm mit unerbittlicher Hartnäckigkeit immer wieder dieselben Worte zurief: „Du bist der Mann, du bist der Mann!“ Und er schrie dagegen: „Du lügst, du lügst, es ist nicht wahr!“ Aber sein Peiniger lachte nur höhnisch und zeigte ihm ein starres, geisterbleiches Gesicht, das öffnete den Mund und klagte ihn an: „Du hast mich hinausgestoßen; in die Nacht der Verzweiflung und des Selbstmordes hast du mich getrieben! Du bist der Mann, von dessen Händen Gott im Gericht meine Seele fordern wird!“ Und er schrie wieder: „Du lügst, ich habe nichts getan!“ Aber der blasser Mund war nicht zum Schweigen gebracht. „Du hättest mich retten, du hättest mich halten können, als ich halt- und hilflos zu dir kam. Dir hätte ich es danken können vor dem Throne Gottes, daß deine Hand mich zurückleitete zum Vaterhause. Daß alles hättest du tun können, aber du hast nichts getan!“

Hertwig richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf. „Bin ich nicht ein gläubiger Christ? Habe ich dir nicht gebietet, Gott? Warum läßt du mich in Stid?“ Er erschraf. Gab es nicht ein furchtbares Wort, das lautete: „Ich

habe euch noch nie erkannt?“ Und in den langen, endlichen Stunden der Nacht hatte er keine Antwort gefunden, 1 Waffe, die er dem Feinde entgegenhalten konnte. Sein 2 zog an seiner Seele vorüber, dieses Leben, das begonnen u den Einflüssen einer Erziehung, die ihn daran gewöhnt h das Christentum als den einmal ererbten Besitz anzusehen, den er ein Recht hatte, als ein Gut, das er nicht mehr zu erben und zu erringen brauchte wie die anderen, über die e oft gerichtet hatte. Wo war nun dieser Besitz, dieses Eigent dessen er sich gerühmt hatte? Nichts, nichts war es damit eine furchtbare Täuschung, ein eifriger Selbstbetrug! Er str die Hand danach aus, und es wich immer wieder zurück, ohne Trost und Frieden lassend. Endlich kam das fahle 2 genlicht, und mit ihm kam etwas, was ihn jäh aus all di Gedanken herausriß.

In derselben Stunde war es, als nach vierzehntägi Streit die Bergleute sich wieder zur Einfahrt versamme Schweigend umstanden sie den Obersteiger, der mit ihnen bele. Seine Befürchtung wegen gefährlicher Wetter im Gli schacht hatte ihn längst dazu bestimmt, vor der allgemeinen fahrt eine genaue Untersuchung vorzunehmen.

„Ich will die Fahrt mitmachen,“ ließ sich eine laute, tro Stimme vernehmen; aber Frank wandte sich um und sagte e: „Bleiben Sie zurück, Heinecke — Sie sind ein verheir Mann.“

Seine Augen waren denen des anderen begegnet, der eine Sekunde erregt anstarrte und sich dann schnell umbreht

Es melbeten sich noch mehrere Leute. Der Oberst dankte allen für ihre Bereitwilligkeit, aber er wählte doch einen der Jüngeren aus zu seiner Begleitung. Für den f daß einer von ihnen betäubt würde, sollte der andere das f nal geben.

Ueber viele der Umstehenden, die sorglos die Arbeit h aufnehmen wollen, kam es wie eine dumpfe Beklemmung, der Fahrstuhl in der Tiefe verschwand.

Es herrschte lange lautlose Stille. Man wartete wartete — das Zeichen zur Auffahrt blieb aus. In ba Spannung verging die Zeit. Der Bergdirektor wurde ge der das Herauswinden sofort anordnete. Als der Fahr hochkam, trug er die beiden Insassen — leblos, bewußtlos.

Alle angestrengten Versuche, sie ins Leben zurückzur blieben anfangs ohne Erfolg. Die mit den ausgeströmten tigen Gasdämpfen erfüllte Luft schien ihre Opfer geforder haben. Der herbeigekommene Arzt hielt jedoch lange Zei Hoffnung aufrecht. Und es war keine Täuschung: der j Begleiter des Obersteigers kam wieder zu sich. Langsam allmählich vermochte er Auskunft zu geben, wie die Betäu so schnell herbeigeführt sei, daß keiner von beiden mehr stande gewesen sei, das Zeichen zu geben, das ihre Rettung sichert hätte.

Jedoch ernster und trüber wurden die Mienen derer sich über Franks regungslosen Körper beugten. Der Arzt z die Achseln und seufzte. Und dann, nach einer Weile ba Erwartung, schüttelte er den Kopf: „Hier kehrt das Leben mehr zurück!“

Zimmer größer war die Menge geworden, die sich in schen angesammelt hatte, aber niemand störte durch lautes f klagen. Still und ernst standen die Leute ringsumher Kreise. Sie wußten alle, daß er das, was er getan, ihreth getan hatte; sie wußten auch alle, was er ihnen gewesen Und einer stand wie angewurzelt und wandte keinen Blic einer, der noch vorhin in den jetzt geschlossenen Augen zu

gewöhnt hatte: „Bleiben Sie zurück, Heinecke, von dem dunkeln Wege mit der Schuld auf Ihrem Gewissen! Nicht so, auf andere Art sollen Sie beweisen, daß Sie kein Feigling sind!“

Man hob den Körper des Obersteigers auf — da durchzitterte ein Schmerzenslaut die Luft, und Herwig hielt die ohnmächtig zusammengebrochene Tochter in den Armen, die auf das Gerücht hin ihm nachgeëist war und, eben angekommen, die erschütternde Kunde vernommen hatte. —

Als Berta die Augen wieder aufschlug, sah sie ihren Vater an ihrem Bette sitzen, worauf man sie gelegt hatte. Er hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt; in seiner Haltung lag etwas Schmerzlichcs, Gebeugtes.

Wie in einem wirren Traume befangen blickte sie um sich. Dann richtete sie sich plötzlich hoch auf, und ihre Augen wurden groß und angstvoll: „Es ist doch nicht wahr, Vater, es ist doch nicht wirklich geschehen?“

Aber als er versuchte, ihr ein beruhigendes Wort zu sagen, kehrte das Bewußtsein klar zurück, und, das Gesicht in die Rippen gepreßt, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

Er strich ihr mit der Hand über das Haar und sagte bewegt: „Berta, Kind, hast Du ihn denn so lieb gehabt?“

Ach, es bedurfte keiner Antwort, jeder Zweifel war hier ausgeschlossen. „Armes Kind,“ fuhr er fort, „daß es so stand, hatte ich nicht geahnt.“ Und dann zögernd nach einer Pause: „Hatte er schon mit Dir davon gesprochen?“

Da wandte sie ihm das tränenreiche Antlitz voll zu: „Nein, Vater, und ich wußte auch, daß es dahin nie kommen würde — er hat nie daran gedacht! Und doch war ich so glücklich geworden durch ihn! Denn was er allen gewesen ist, die ihn kannten, das war er auch mir geworden: ein Wegweiser zu dem höchsten Glück, aus einem Sünder ein seliges Gotteskind zu werden!“

Tief und innig sah sie ihm in die Augen. Ahnte sie, was bei den letzten Worten durch seine Seele ging?

Nach einer Weile begann sie, ruhiger geworden: „Ich möchte zu Frank's gehen — Du kannst Dir denken —“

„Ja, geh, ich kann es verstehen. Die Gemeinschaft im Schmerz ist heilend und stillend.“

Und sie ging. Als sie nach zwei Stunden zurückkehrte, war auch über ihre Züge der wunderbare Glanz gebreitet, der das Antlitz jener beiden Frauen verklärte. Die wunderbare Gehobenheit über alles Irdische hinaus, die sich im Wesen dieser beiden ausprägte, hatte sich auch ihr mitgeteilt, diese Gehobenheit, die Gott dem heiligen Schmerze als erste Vinderung gibt, ehe wir, täglich an unseren Verlust erinnert, um Mut und Ergebung immer von neuem ringen müssen.

Berta wußte, was künftig die Aufgabe ihres Lebens sein mußte: nach seinem Beispiel weiter zu wirken, die Liebe an denen zu beweisen, die er als seine Brüder und Schwestern geliebt, weil sie mit ihm derselben Heilandsliebe theilhaftig werden sollten. —

Das feierliche Leichenbegängnis war vorüber. Unter äußerst zahlreicher Beteiligung hatte man den Obersteiger Reinhold Frank im Schoße der Erde zur Ruhe gebettet.

Langsam zerstreuten sich die Scharen, die nicht Neugierde und Schaulust hergetrieben hatten; denn eine tiefe, aufrichtige Trauer hatte allgemein Platz gegriffen.

Als allerletzt blieb der Bergdirektor allein auf dem Kirchhofe zurück. Zwischen den Gräberreihen schritt er dahin, und immer wieder haftete sein Blick auf dem frischbekränzten Hügel dessen, der mit seinem ganzen Leben das Zeugnis gegeben hatte, daß das Christentum die glücklichsten Menschen macht,

und der durch dieses Zeugnis die Draußenstehenden genötigt hatte hereinzukommen. Auch ihn hatte er genötigt, ein anderer zu werden, ihn, der sich so lange in Selbstgerechtigkeit und Hochmut gestraubt, ihn, der ihm so oft unrecht getan hatte wider seine bessere Einsicht, weil er ihm nicht recht geben wollte, bis ihn endlich sein Gewissen mit unwiderstehlicher Gewalt dazu trieb.

„Ein Wegweiser zu dem höchsten Glück, aus einem Sünder ein seliges Gotteskind zu werden,“ so klangen Bertas Worte wieder und wieder durch seine Seele. Er wußte jetzt, warum er Gott nicht hatte finden können, warum er ihm fern geblieben war, dem zu dienen er gewöhnt hatte: er hatte Gott, der die Sünder annimmt, nur seine Gerechtigkeit, nicht aber seine Schuld bekannt. Und kalt und tot war sein Glaube geblieben, weil die Kraft fehlte, ihn lebendig zu machen: die Liebe, die nur lieben kann, weil sie selbst die Sünderliebe ihres Heilandes erfahren hat.

Der Kampf jener Nacht war ausgerungen, und der Sieg war erfochten. Aber ein anderes frisches Grab dort hinten an der Kirchhofsmauer sollte ihn sein Lebelang daran erinnern. Er hatte es über sich gewonnen, den ersten Schritt zu tun auf dem Wege, welchen er forthin beschreiten wollte im Sinne dessen, der ihm den Weg gezeigt hatte. Noch wußte niemand auf der Grube von den Unterhandlungen, die er mit dem Aufsichtsrate eingeleitet hatte, aber er erwartete zuberstichtlich, daß die Bewilligung besserer Löhne nicht mehr lange ausbleiben werde.

Die letzten Tage hatten ihm manchen Beweis dafür gegeben, daß, so wie für ihn, auch für viele andere das Zusammenleben mit Frank nicht ohne Einfluß geblieben war, daß die Saat, die er ausgestreut hatte, hier und da sproßte und keimte. Wohl war ihm die Frage durch den Sinn gegangen: Warum hat Gott diesen hinweggenommen, der noch so viel hätte wirken können, daß sein Reich komme, in einer Zeit, wo es nötiger tat denn je? Warum schließt sich das Grab über ihm beim ersten Scheine des Morgenroths?

Doch er hatte eine Antwort gefunden, die ihm genug war: „Nach deinem Willen, Gott, ist seine Aufgabe erfüllt. Die unsere aber wartet unser!“

In tiefe Gedanken versunken blieb Herwig stehen. Da redete ihn jemand hinter seinem Rücken an. Als er sich umwandte, sah er Heinecke, der den Blick fest auf ihn richtete.

„Sie brauchen keinen anderen wegen des Steinwurfs in Verdacht zu haben,“ sagte dieser in scheinbar gleichgültigem, nachlässigem Tone. „Ich war es, der den Stein in Ihr Fenster warf!“

Unwillkürlich wich der Direktor einen Schritt zurück. Dies Geständnis kam ihm zu unerwartet. Er konnte nicht gleich ein Wort finden.

„Sie brauchen sich also keine Mühe mehr mit der Untersuchung zu geben,“ fuhr der Bergmann mit demselben halb spöttischen Gleichmuth fort und wollte sich kurz umwenden, um zu gehen.

Aber Herwig hielt ihn zurück: „Heinecke, wissen das, was Sie mir eben sagten, noch andere außer uns?“

Jener schüttelte finster den Kopf: „Ich habe keinen Mitschuldigen und Mitwisser.“

Rein Zucken einer Wimper verriet, was in ihm vorgegangen war seit jener Stunde, wo er Frank's Worte sich zu Herzen genommen und bei sich Einklehr gehalten hatte.

Da trat der Direktor dicht an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Heinecke, das, was wir wissen, bleibt

unter uns beiden! Wem Gott mehr zu vergeben hat — Ihnen oder mir, — weiß er allein. Seine Vergebung ist uns beiden not, denn vieles haben wir verkehrt gemacht. Aber es

kann besser werden! Was wir dazu tun müssen, das hat uns der gezeigt, an dessen Grabe wir hier stehen. Und wir wollen es versuchen, jeder an seinem Teile — Glück auf!"

Heier wer'n d' Baam' deier.

(Heuer werden die Bäume teuer.)

Humoreske von Frik Müller.

Ich wanderte mit einem norddeutschen Professor der Philologie durchs bayerische Hochgebirge.

Er war begeistert von den urwüchsigten Menschen, wie er sie nannte.

„In ihrer Sprache muß sich mancher alte Sprachschatz erhalten haben," sagte er, „nur schade, daß ich den Dialekt nicht recht verstehe."

„Ich will es Ihnen gerne übersetzen," sagte ich.

„Nein, beim Übersetzen geht das Beste doch verloren; als



Ein Uralter, der noch grünt.

Philologe fühle ich ja schließlich, was dahintersteckt, auch wenn ich es nicht wörtlich verstehe."

Ich schwieg. Es gefellte sich ein alter Holzbauer unterwegs zu uns. Er trabte mit und half uns schweigen. Aber einmal blieb er stehen, fuhr sich mit der Hand über die alte Stirne, bekam einen fast prophetischen Glanz in die Augen und rief so melodisch, wie es ein alter bayerischer Holzbauer eben kann: „Heier wer'n d' Baam' deier!"

„Wie?" fragte der Professor.

„Heier wer'n d' Baam' deier!"

Der Professor schien zu schwanken: Sollte er mich wohl etwas fragen? Aber er bezwang sich.

„Jaja," sagte er zum Bauern.

„Jojo," wiederholte der, „heier wer'n d' Baam' deier!"

Und diesmal kam ein richtiger Rhythmus hinein wie bei allen Sätzen, die man wiederholt.

„Nur eine Frage, bitte," wandte der Professor sich doch an mich, „nur eine kleine Teilfrage: ‚Baamdeier', was ist das doch gleich?"

„Ja, das ist so eine Sache," sagte ich, verärgert über die frühere Abweisung.

„Aha, da scheinen Sie Ihre Dialektkenntnisse selbst ein wenig im Stiche zu lassen?" triumphtierte der Professor.

„Ja, das ist so eine Sache," beharrte ich.

Unterdessen trabte der alte Holzbauer, der kein Wort von unserer gebildeten hochdeutschen Unterhaltung verstand, ruhig neben uns her und warf nur ab und zu einen Blick hinauf zu den prächtigen Wäldern.

„Uebrigens," sagte der Professor nach einer Weile, „habe ich das bestimmte Gefühl, als ob es sich um einen Luftakt zu einem uralten Volksliede handelt — auch der Reim weist darauf hin."

„Ja," sagte ich, „das ist so eine Sache."

„Es käme nur darauf an, den Mann zum Fortfahren zu ermuntern — wollen Sie vielleicht so gut sein?"

Wir kamen an einem Wirtshaus vorbei. Ich machte gegen den Bauern einen Zungenschmalzer und die Bewegung des Geldzählens, wobei ich auf die Gläser schaute, die im Freien auf den Bänken standen.

Er verstand sofort und ging wortlos mit. Dann saßen wir beim ersten Glas, und der Professor schaute erwartungsvoll zwischen mir und dem Holzbauern hin und her.

„Ich zahle alles," sagte er, „im Interesse der Sache, wissen Sie."

Ich nickte und sagte ermunternd und vorerst ganz allgemein zu dem Holzbauern: „Jaja, mei' Liaba, jaja."

Aber er reagierte nicht darauf; denn er war dringend in sein Glas vertieft.

„Ich denke, daß er beim zweiten redseliger wird," sagte ich zum Professor.

Aber auch das zweite trank er schweigend aus. Erst beim dritten legte er die Arme breit auf den Tisch, sah uns beide freundlich an, und während er wieder zu dem herrlichen Hochwald hinauffah, sagte er abermals prophetisch: „Heier wer'n d' Baam' deier!" und schwie.

„Heierwern — heierwern' — wenn ich nur wenigstens wüßte, was ‚heierwern' bedeutet," jammerte der Professor.

„Den Luftakt, Herr Professor," sagte ich.

„Lieber guter Mann," wandte sich der Professor jetzt direkt an den Bauern, „fahren Sie doch in dem Gedichte fort!"

„San E'?"

„Fortfahren sollen Sie."

„Ja mei, heier wer'n d' Baam' deier."

„Ach, das ist ja dasselbe wieder — es scheint umsonst zu sein — der Mann weiß offenbar nur den Anfang — aber lassen Sie gut sein — ich habe mir die beiden Anfangsverse genau dem Laute nach notiert — phonetisch, verstehen Sie — und wenn ich nach Berlin zurückkomme, so werde ich —"

Unterdessen hatte der Holzbauer das vierte Glas auf des Professors Rechnung ausgetrunken und war aufgestanden.

„Jojo," sagte er und stapfte mit seinem Stecken davon, „jojo, heier wer'n d' Baam' deier."

Was ein zurückgekehrter Amerikaner erzählt.

Dr. Joseph Milus Eastman, Professor der Chirurgie an der Universität von Indiana, kam am 22. April nach einer 24tägigen Ozeanfahrt in New York an. Als Direktor des „Wisconsin Unit" des amerikanischen Expeditions-Komitees der Ärzte hatte er sechs Monate lang das amerikanische Reservelazarett in Wien geleitet.

Ueber acht Wochen lang mußte er dann vergeblich mit Hunderten anderer „gestrandeter" Amerikaner in Kopenhagen auf ein Schiff warten, das Passagiere mitnehme, aber es lief keins aus. So ließ er sich denn endlich als Schiffsarzt auf einem Deltandampfer anwerben, wofür ihm am Schluß der Reise noch das fürstliche Honorar

von 20 Cents ausgezahlt wurde. Gegen die Schwierigkeiten von dem Augenblick der Einfahrt in Halifax an aber bis zur Landung auf festem amerikanischem Boden ist die Reise von Wien durch Oesterreich und Deutschland nach Kopenhagen trotz der durch den Krieg gebotenen Beschränkungen kinderspiel gewesen, versichert er.

Der Arzt hat die auf authentischen Mitteilungen begründete Ueberzeugung mitgebracht, daß Deutschland und Oesterreich durch die Nahrungsmittelverhältnisse keine größeren Gefahren drohen als die, welche sie bereits überstanden haben. Im Gegenteil, Dr. Szaborsky, ein Mitglied der internationalen Nahrungsmittel-Kommission der Zentralmächte, versicherte ihm im Februar, der Tiefstand der Nahrungsrationen sei damals erreicht gewesen, und von nun ab könne es nur aufwärts gehen; die in Rumänien erbeuteten Getreide- und anderen Vorräte seien ganz bedeutend und würden viel zur Besserung der Lage beitragen. Von Hungerrevolten oder auch nur Demonstrationen hat Dr. Castman wohl in amerikanischen Zeitungen gelesen, aber selbst nichts bemerkt. Der Gesundheitszustand drüben ist, abgesehen von gewissen, jetzt auch schon bewältigten Krankheiten, die der Krieg mit sich gebracht hatte (Typhus u. s. w.), ausgezeichnet. Man hat genug zu essen, um durchzukommen, wenn auch verwöhnte Gaumen auf Luxusartikel verzichten müssen. Milch für die Kinder ist genügend vorhanden. Von Verhungern ist nirgendwo die Rede. Die einzigen, die wirklich leiden, sind Patienten, die der Natur ihres Leidens nach ganz besonders kräftiger Diät bedürfen. Man werde die Zentralmächte nicht aushungern.

Dr. Castman tritt sehr entschieden den hier verbreiteten Gerüchten entgegen, daß die Oesterreicher den Krieg nur widerwillig weiterführen und sich gewissermaßen als Vasallen einem von Deutschland ausgeübten Zwange unterworfen fühlen. „Oesterreich und Ungarn sehen in dem Kriege genau so ihre eigene Sache wie Deutschland," sagt er. „Ein Loslagen von Deutschland? Eher mag die Welt in Stücke gehen. Auch von einem Druck Deutschlands auf

Oesterreich-Ungarn in der Haltung den Vereinigten Staaten gegenüber ist in Oesterreich nicht die Rede. Man bedauert es aufrichtig, daß es zum Bruch kommen mußte. In Oesterreich achtet und liebt man alles, was amerikanisch ist. Von einem Haßgefühl ist keine Spur zu finden. Uebrigens denkt auch in Deutschland, wo man natürlich stärker verstimmt ist als an der Donau, kein Mensch daran, Haßgesänge gegen die Vereinigten Staaten zu dichten oder zu singen. Im Empfinden des Volkes ist Amerika nicht mit den Alliierten auf dieselbe Stufe zu stellen. Man bedauert, fürchtet vielleicht Amerikas finanzielle Mittel. Das ist aber auch alles."

Die von den Alliierten verbreiteten Nachrichten über schlechte Behandlung der Gefangenen bezeichnet Dr. Castman als absurd. Ein großer Teil der Russen in Oesterreich und Deutschland werde zweifellos nach Beendigung des Krieges nicht in die Heimat zurückkehren, da sie es jetzt viel besser haben als jemals daheim, erklärt er. Viele Gefangene arbeiten auf dem Lande. Ein interessantes Zusammentreffen wurde kürzlich bekannt: Eine österreichische Bäuerin, deren Mann im Kriege steht, hat einen Russen auf ihrem Grundstück. Jetzt hat sie erfahren, daß auf dem Grundstück der Frau dieses Russen — ihr eigener, der Oesterreicherin, Mann als Kriegsgefangener arbeitet.

Professor Castman konnte die Freundschaft und Liebenswürdigkeit, mit der man den Verletzten und Pflegerinnen der amerikanischen Ärzte-Expeditionen in Oesterreich begegnet ist, nicht genug rühmen. „Selbst als es klar wurde, daß sich ein Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und den Zentralmächten nicht mehr vermeiden ließ, haben wir nicht ein einziges unfreundliches Wort gehört," versichert er. Als der Arzt mit seinem Stabe Wien verließ, gaben ihm Vertreter der Behörden das Geleit. Der Militärkommandant der Stadt hielt auf dem Perron eine Ansprache, in der er die amerikanischen Samariter und besonders Dr. Castman feierte, und das Publikum bereitete den Amerikanern jubelnde Ovationen.



Wie Elias!



Für die „Abendsschule" von Zimmer von Uibersdorf.

Wie Elias einst auf Horebs Höhen
Dem gepreßten Herzen Luft gemacht,
Also bring' ich meines Kummers Wehen
Jetzt vor dich, mein Gott, bei Tag und Nacht;
Von den Höhen meines Lands gemieden,
Schon längst verbannt in wetterschwüler Zeit,
Bin ich von so vielen nun geschieden,
Ja, du selbst, sonst nah, — dünnst mir so weit!

Sinken kann ich nicht auf beiden Seiten,
Stehen muß ich, wo die Wahrheit steht;
Mundtot darf ich nicht mein Volk mehr leiten,
Klagen muß ich jetzt, wie der Prophet! —
Frei bin ich, — und doch voll Sklavenbände,
Nebel schnaubt Nahe mir und Krieg,
Kein Sarcophag winkt im fremden Lande,
Kein erfrischend kühlner Narmelsieg!

Baal-Mammon preist der große Haufen,
Herrschen tut der Lügenpriester Heer,
Hunger grinst dem Volk, das Brot will kaufen,
Keine Segenswolke steigt vom Meer;



Och, verlassen steh'n des Herrn Mäde,
Falscher Freiheit dient der Rüstungsfreie,
Als ob kein lebend'ger Gott mehr wäre,
Steh'n die Völker: „Dollar, mach' uns frei!"

Ja, wie Sturm hinraßt ob Höhn und Gründen,
Reißt der Erdgeist Nationen fort!
Berge, Felsen brechen über Schlingen,
Weh, die Erde bebt an manchem Ort!
Doch der wilden Elemente Schalten
Wies Elias nicht Jehovahs Sitz,
Nicht im Feuer, Rauch und Blutgewalten,
Nicht im Donner naht Er, noch im Witz.

Aber in dem stillen, sanften Sausen
War ihm Gottes Güte fühlbar nah,
So, wie später in des Pfingsttags Brausen
Jesu Jüngern Wehnliches geschah;
Wie Elias treu in alten Tagen
Wet' auch ich: „Mein Gott, erhör' mich heut!
Laß mich nicht allein den Jammer tragen,
Rett' uns all, in böser, trüber Zeit!"

Deutschlands Volksheer und Heimatheer.

Es ist längst nicht mehr das alte Heer," schreibt Walter Mönk, Hauptmann im Felde, „aber immer noch derselbe Geist, immer noch. Von den Führern wie von den Mannen, die in der ersten Augustwoche 1914 hinausstürmten, den Feind von der Heimat Mark zu scheuchen — wie wenige findest du noch! Ein neues Geschlecht von Streikern ist erst mitten im Kriege herangezogen worden: Rekruten, von denen gar mancher graues Haar und nicht mehr ganz jugendlich gelenke Knochen hatte, als er zum erstenmal lernen mußte, was „Stillgestanden!" und was „Wegtreten!" bedeutet. Interessant wäre, wenn eine Statistik nachwies, wie viel aufs Hundert der deutschen Soldaten, die an der Front des dritten Kriegsjahres stehen, Soldaten gewesen sind schon vor dem Kriege. Dann erst würden wir sie ganz erkennen, die überwältigende Gingabe des deutschen Volkes an seinen heiligen Errettungskrieg: wenn wir sähen, wie

ungeheuer viele unter den Kämpfern von heute erst im Kriege Soldaten würden, zum Teil auf ihre alten Tage. Nicht der altgediente, gelehrte Soldat: der Rekrut, der junge Ersahrekrut, wie der graue Landsturmann, die haben's am schwersten in diesem Kriege. Und dennoch, auch sie durchstürmt und durchläutert der Geist, der eine wunderbare Geist unseres Heeres! Weit hinter sich haben sie gelassen, was daheim sie unterschied und trennte. Hier gilt nur eine Lichtheit: die soldatische, hier gibt's nur einen Beruf, den Feind in den Staub zu zwingen!

„Und ist dabei im Herzen noch immer der gleiche Schlag: der unsäglich gutmütige, friedfertige, heimwehfranke deutsche Mann, der nichts heißer ersehnt als dies: zurückkehren zu dürfen so schnell wie möglich zu Weib und Kind, an die Hovelbank und an den Pflug, an die Maschine und in den Bergwerkstollen — zu Heim und Arbeit!

Wer von uns wußte denn vordem so recht, was das ihm, uns allen bedeutete? Wir wissen's, wir, die wir es entbehren müssen ins dritte Jahr nun schon. Nicht um Ruhmes und Ländergewinns willen sind wir ausgezogen, Gott weiß es. Aber um der Not des ringenden Vaterlandes willen sind wir eingedrungen tief in die Länder der Widersacher, haben sie mit unserem Blute gebüngt, haben viele hunderttausend Kreuze hier draußen errichtet über den Gräbern der lieben Toten. Ist das ungeschehen zu machen? Kriegerrecht bleibt Kriegerrecht. Doch hiervon zu reden, ist noch nicht der Tag. Der Feldgrau will nicht erobern; aber was er mit dem Schwerte errang, das wird er nicht räumen ohne Sinn und Gewinn. Alles hat der Soldat hinter sich geworfen; alles, woran seine Seele hing und hängt in schmerzlicher, verlangender Liebe. Er weiß, es muß sein — wenn ihm nicht dies alles besudelt, geschändet, zertreten werden soll. Millionen sind's, die also denken, also tun."

Einen besonders guten Einblick ins deutsche Volksheer und auch ins deutsche Heimatheer veröffentlichte dieser Tage die „Neue Zürcher Zeitung“ (Schweiz), der ein Berichterstatter folgendes schreibt: „Was dem mir von den deutschen Behörden zur Verfügung gestellten Material ergibt sich, daß Deutschland zurzeit nur 25 Jahrgänge unter den Waffen stehen hat, der jüngste davon, der Jahrgang 1917 (also der in diesem Jahre 20jährig werdenden), ist erst im Laufe des Herbstes an die Front gekommen, während die Ahtzehnjährigen meist noch nicht einmal gemustert, die älteren Jahrgänge des Landsturms zum Teil nach Hause entlassen sind; daß unzählige Urlauber sich in ständigen Ablösungen in der Heimat befinden, und daß endlich noch viele Tausende überall herumlaufen, die im Falle der Not auch noch ein Gewehr tragen könnten. Die deutsche Seeresmacht hat seit dem Eingreifen Rumäniens in den Krieg nicht nur nicht abgenommen, sie hat an Kraft merklich gewonnen. Die Verfürgung der Front um rund 1.000 Kilometer bei relativ geringen eigenen Verlusten, der Eintritt großer Mannschaftebestände in die Front infolge Neuausbildung und Ablösung durch Zivildienstpflichtige, endlich die Erbeutung riesiger Mengen an Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Kriegsmaterial — alles dient dazu, die Wehrmacht noch wirksamer als bisher auszugestalten.“ (Auch von englischer Seite wurde dieser Tage gemeldet, daß das deutsche Heer heute stärker sei als je und an der Westfront mindestens 6.000.000 Mann zähle.)

„Die Verluste sind dank der vorzüglichen Organisation der Verwundetenpflege um ein Vielfaches geringer, als die Gegner der Zentralmächte sie bisher ausgerechnet haben. Von 100 am Leben gebliebenen Verwundeten werden 75 wieder kriegsverwendungsfähig, 18 garnisonstüchtig, und nur 7 Prozent müssen als verstümmelt endgültig aus dem Heere ausgeschieden werden. Eine Reserve von mehreren Millionen liegt noch in der Möglichkeit der Wiedereinberufung der Vierundvierzig- und Fünfundvierzigjährigen sowie der, wohl allerdings erst im Notfalle eintretenden Ausdehnung der Dienstpflicht über das 45. und unter das 19. Altersjahr.

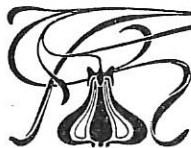
„Es ist ganz ungeheuer, was von deutschen Truppen noch so

nebenbei' geleistet werden muß; da sich der weitaus größte Teil der Kampffront auf feindlichem Gebiete befindet, wird eine gewaltige Truppenmenge von der Bewachung der Etappenlinien und eine große Zahl wehrfähiger Männer von dem ganz in deutschen Händen liegenden Betriebe der Eisenbahnen in Belgien, Nordfrankreich, Westrußland-Polen und jetzt auch noch Rumänien absorbiert. Auch die große Zahl der Kriegsgefangenen erfordert Divisionen an Bewachungsmannschaften.

„Auf allen Truppenübungsplätzen werden nun wieder Mannschaften ausgebildet, die Kasernen sind voll von Soldaten, an den Sonntagen sieht man die Rekruten in hellen Scharen durch die Straßen ziehen, Urlauber von allen Fronten kommen und gehen täglich wenn auch nicht mehr in solcher Zahl wie zur Zeit der Ernte; damals hatte man das Gefühl, es seien ganze Armeen nach der Heimat zurückgeführt. In der Herstellung von Kriegsmaterial sind aller nennenswerte Fortschritte erzielt worden, die Armee wird damit in neuen Jahren ebenfalls ungleich besser dastehen als bisher. Technische Wissenschaft und Kriegserfahrung haben einander in die Hände gearbeitet.

„Während der Soldat im Felde seine alte tüchtige Portion Essen erhält, die nur in Einzelheiten durch den Krieg modifiziert wurde, muß man sich im Lande dringend einschränken, durchaus nicht etwa in dem Sinne, daß man Hunger leiden müßte, wohl aber Bezug auf Auswahl und Schmackhaftigkeit der Speisen, wobei manchem braven deutschen Butterstulleesser zum Bewußtsein kommt, daß er in Friedenszeiten viel zu viel in sich hineingestopft habe. Wie geschimpft wird, wie überall, über die Organisation der Lebensmittel- und Rohstoffverteilung; zum Teil wohl mit Recht, wenn man auch nur den zehnten Teil der erzählten Geschichten für wahr hält darf. Wenn man aber bedenkt, daß diese Lebensmitteldiktator ihr Lehrgeld eben bezahlen müssen, wie jeder andere, der eine neue Maschine erst erfinden und handhaben muß, so wird man lieber Steine auf diese Unglücklichen werfen.

„Der Wille zum Durchhalten und der Glaube an den glücklichen Erfolg, die bisher noch nie ins Wanken gekommen sind, haben die Veröffentlichung der Kriegsziele der Entente eine gewaltige Steigerung erfahren. Jedermann in den Staaten des Vierbundes weiß jetzt, um was es geht, und richtet sein ganzes Tun und Lassen da nach ein. Menschenmangel besteht bisher noch in keiner der mit den Kriegen zusammenhängenden Industrien; dagegen hatte das Geschehen eine solche Flut von freiwilligen Anmeldungen zur Folge, daß das Kriegsamte ihrer kaum ernähren konnte. Auf längere Zeit werden diese ersten Freiwilligen genügen, für ersetzbare wehrpflichtige Männer in den Kriegsbetrieben einzuspringen. Das Sozialitätsgefühl half auch hier unerwartet schnell die fast unübersteiglichen scheinenden Hindernisse überwinden. Durch Uebereinkunft in den einzelnen Industrien werden ganze Gruppen von Betrieben in eine Fabrik vereinigt; die dadurch freiverwendenden Arbeitskräfte, Gebäude und Maschinen konnten oder können zum Teil ohne Mühe die Kriegsbetriebe dienstbar gemacht werden.“



Konsole.

Es gibt kaum einen schöneren lebendigen Schmuck für Zimmer, Loggia oder Veranda als eine in einer Ampel oder Vase oder auf einer Konsole üppig grüne und blühende Pflanze, und es sollte daher kein Blumenfreund auf diese Ausschmückung verzichten, die nicht viel Mühe und Arbeit verursacht.

Nur gute, nahrhafte Erde sollte in die Ampel gefüllt werden. Ist diese von leichtem Holzgeflecht, zum Aufhängen, so genügt es, sie innen ringsum mit Moos zu bekleiden; ist sie aber aus solider Masse, so muß

die Pflanze immer in einen einfachen, mit Wasserabzug versehenen Tontopf gepflanzt werden, der dann erst in die oft sehr elegant geformte und mannigfach verzierte Ampel eingesetzt wird. Die Ampelpflanzen müssen reichlich begossen und besprüht werden, da die Topf-

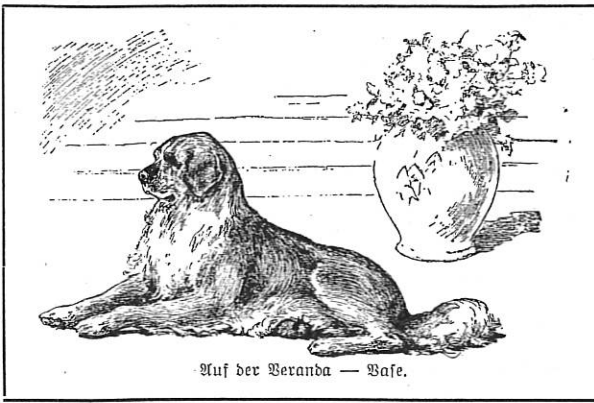
erde an den meist luftigen Standorten leicht austrocknet; es empfiehlt sich daher, die Ampel so anzubringen, daß sie zum Begießen herabgelassen werden kann.

Als Pflanzen für die Ampel im Zimmer und im Freien wählt man naturgemäß solche,



Ampel.

die nach abwärts wachsen, d. h. ihre Stengel, Blätter und Blüten von oben herabhängen lassen. Besonders zu empfehlen sind der wuchernde Steinbrech mit rötlichen, weiß geäderten Blättern und herabhängenden, mit Sprößlingen besetzten Wurzelansäulern; die indische Erdbeere mit gelben Blüten und schönen, roten Beeren, die aber ungenießbar sind, dann einige Storchschnabelarten mit fleischigen, dunkelgrünen Blättern und roten Blüten, ferner die Lichtblume, die Kanarische Winde mit blaßroten Blumen und der buntblättrige Efeu. Eine schöne Winde entwickelt sich als Ampelpflanze sehr gut, ebenso das Zimbelkraut. Sehr beliebt ist auch die unter dem Namen Grauenhaar bekannte Grasart; sie gedeiht auf etwas schattigem Standorte gut und ist durch Zerteilung leicht zu vermehren. Sehr dankbare Ampelpflanzen, die an schattigen Orten ganz vorzüglich gedeihen, sind die Eingrünarten, das große und kleine Zimmergrün mit seinen



Auf der Veranda — Vase.

vielfachen Spielarten, von denen die buntblättrigen wegen ihrer Schönheit hervorgehoben sind.

Für im Freien hängende Ampeln verwendet man noch besonders das Goldneßblatt, die Razpuzinerkresse, die Gispflanzen, die Lobelien, Hainschönden und Petunien. Zur Ausschmückung von Mischen und Konsolen sind außer dem Efeu verschiedene Rattusarten, besonders die buntblättrigen, zu empfehlen, ebenso einige Farne. Als Konsolpflanzen werden vielfach verwendet die Palmlilie und andere kleine Palmenarten, das Schiefblatt, vor-

züglich das scharlachrot blühende, und die Raulilie, die sehr hart und kräftig ist und jede Temperatur verträgt. Zur Bekleidung von Mischen und Felspartien finden wir häufig die amerikanische Moos- und die verschiedenen Fetthenne- und Sedum-Arten, von denen besonders Sedum Sieboldii wegen seiner graugrünen, wirbelförmigen Blätter und schönen rosenroten Blüten beliebt ist.

Spechtleins Tod.

Für die „Abendsschule“ von Paul Hanfen.

Des Morgens in der Frühe,
Als noch das Städtchen schlief,
Ein Specht mit Fleiß und Mühe
Es aus dem Schläfe rief.
Denn schon im ersten Dämmern,
Da kaum entflohn die Nacht,
Hört man sein lautes Hämmern
Und ist davon erwacht.
Es saß auf hohem Turme,
Am Kirchenkreuz, der Specht
Und trohet selbst dem Sturme
Und hämmert schlecht und recht.
Er schlägt dem Goldkreuz Wunden
Mit kräft'gem Schnabelhieb;
In regnerischen Stunden
Wird bald das Kreuz zum Sieb.
Am Holzstamm rinnt der Regen
Durch Turmes Dachgestühl
Auf krummen Kletterwegen
Gerad ins Westibül.
Bestürzte Kirchenglieder
Besehen sich das Werk;
Auf Spechtleins Prachtgefieder
Ruht ernst ihr Augenmerk.
Den Specht vom Kreuze schießen —
Das können sie doch nicht,
Und was sie sonst beschließen,
Läßt kalt den kleinen Wicht.
Da naht sich eines Morgens
Ein Bursch mit dem Gewehr,
Enthebt sie alles Sorgens: —
Krach! Spechtlein ist nicht mehr.
Und als sie das vernommen,
Ging's ihnen doch durchs Herz;
Es war, fürwahr, den Frommen
Des Spechtes Tod ein Schmerz. —
Hört! Wer am Kreuze rüttelt,
Am Kreuz, da Gott verzieh'n,
Den Gott vom Kreuze schüttelt
Und hat verworfen ihn.



Der Haubenspecht zimmert an einem Baume.

Waterman und seine Füllfeder.



Lewis Edson Waterman.

Es ist eine denkwürdige Zeit, in der wir leben, eine Zeit der Umwälzungen. Die Völker der Erde stehen im größten Kriege, den die Geschichte verzeichnet, und der Ruf der Kriegstrompete und der Wirbel der Werbetrummel tönen nun auch über unsern Kontinent hin.

Zu dieser Jahreszeit pflegten sich sonst Tausende in den Städten hin und her auf die schöne Ferienzeit zu rüsten, die sie zur Erholung und Gesundung genießen wollten. Jetzt gilt es ein ganz anderes Rüsten — für den Kampf, für Kasser und Vorratskammer.

Es gibt aber einen Gegenstand, den jeder Rüstende haben sollte, der Reisende wie der Soldat, der Geschäftsmann wie die Hausfrau, der Farmer wie der Städter. Stets, unter allen Umständen, in jeder Lage, zu jeder Zeit werden sie alle die unschätzbaren Dienstleistungen des kleinen Begleiters zu würdigen verstehen. Es ist eine gute Füllfeder!

Der greise Erfinder der Füllfeder, die in der ganzen Welt seinen Namen trägt und überall in den Ferien wie auch auf beiden Seiten der Kampffronten zu finden ist, Herr Lewis Edson Waterman,



Die erste Fabrik, in der die Füllfeder hergestellt wurde.

steht heute in seinem 80. Lebensjahre, und die Industrie, die er begründete, blickt heute auf 34 Jahre gedeihlichen Bestandes zurück.

Doch kehren wir zu dem großen Zeitereignis wieder zurück! Der große Krieg ist auch eine Nachdenkungszeit. Die ganze Welt liegt im Schmelztiegel der Heimsuchung, und sehnstüchtig erhoffen die Völker den Frieden, in der Erwartung, daß nach Friedensschluß ein besseres Einbernehmen, eine geläuterte Weltanschauung, eine edlere Kultur und wohlvollendere Zivilisation obwalten möge. Und all das kommt, wenn es kommt, durch einen Federstrich! Die großen Heere haben dann ausgefochten, ihre Waffen ruhen, die Kanonen schweigen, die Schützengräben entvölkern sich, die gewaltigen Schlachtschiffe prangen im Flaggenschmuck, das Unterseeboot ruht im Heimathafen, die Luftsegler schrecken nicht mehr, viele Millionen Kämpfer eilen nach Hause zu ihren Lieben. Dann ist abermals „die Feder mächtiger als das Schwert“. Mit wenigen Strichen und Zügen der kleinen, unscheinbaren Schreibfeder endet der ganze Krieg.

Wie oft ist doch schon das Wort des Kardinals Michelieu: „Die Feder ist mächtiger als das Schwert!“ zur Wahrheit geworden! Denken wir nur an einige wenige der größten Ereignisse. Es war die Schreibfeder, durch welche das große Werk der Reformation begann, dessen 400. Jubiläum diesen Herbst begangen wird. Mit unscheinbarer Feder schrieb Luther seine 95 Thesen, wel-



Geburtsstätte des Erfinders L. E. Waterman.

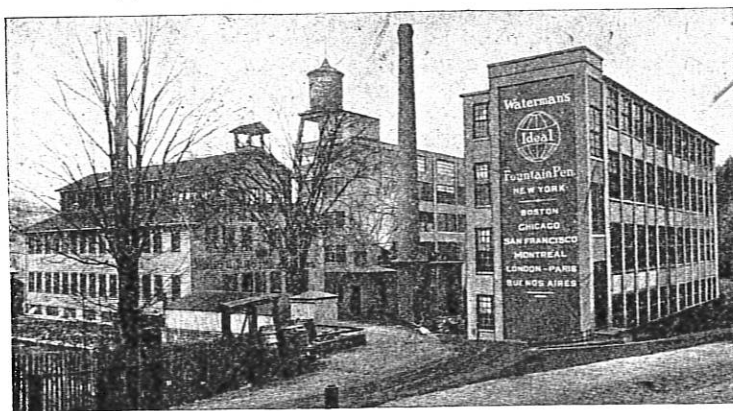
che die Welt in allen Fugen erschütterten. Es war die Feder, die der Welt die erste große Freiheitschrift, die „Magna Charta“, verlieh. Es war die Feder, welche die größte Freiheits-Aera der Welt gab, als sie in Amerika die Unabhängigkeits-Erklärung und die Konstitution niederschrieb. Die Feder ist es, die jeden Schritt aller menschlichen Freiheitsbestrebungen niederzeichnete. Die Feder schafft alle Beziehungen zwischen den Menschen und den Völkern untereinander, sie gibt dem gesamten Bau des Handels und Verkehrs, der Finanz, der Verwaltung und Regierung, ja der Religion und Kirche Ordnung und Geltung. Sie ist die Erfindung, die als die „Macht hinter dem Thron“ menschlicher Fortschritte steht, das Pendel der Zivilisation.

Gerade in unsern Tagen hat die Feder ihre vielseitigsten Aufgaben, und da ist es oft ausschlaggebend, eine gute Füllfeder, die jeden Augenblick dienstbereit ist, bei sich in der Tasche zu haben. Am Abend vor der Erklärung des Kriegszustandes saßen in New York eine ganze Anzahl Schriftsteller und Künstler in Beratung zusammen, da zog jemand eine Füllfeder aus der Westentasche — es war eine Watermans „Ideal“ — und verfaßte schnell ein kurzes Schriftstück, das alle unterzeichneten und sofort dem Präsidenten des Landes zusandten. Seit den Tagen der Kriegserklärung sieht man in allen Städten junge Männer an einem öffentlichen Plakate um eine amerikanische Fahne und — eine Füllfeder geschart: Rekruten, die ihren Namen in die Heereslisten eintragen.

Der Amerikaner kann heute gar nicht mehr ohne seine Füllfeder fertig werden. Er muß sie bei sich tragen wie seine Weste. Aber es muß eine gute Füllfeder sein, nicht ein geringwertiges Nachwerk, das ihm unversehens das Hemd „beschreibt“. Watermans Ideal ist die zuverlässige, erprobte

Füllfeder, die man heute findet, wohin man auch geht.

Heute besitzt die L. E. Waterman Co., die letztes Jahr über 2,000,000 Ideal-Füllfedern verkaufte, fünf Fabriken: zwei in New York, zwei in Seymour, Conn., und eine in Canada, und hat Zweiggeschäfte in Boston, Chicago, San Francisco, Montreal, in allen Großstädten Südamerikas und Europas. Sie verfertigt neun verschiedene Arten von Ideal-Füllfedern zu jedem Preise. w.



Die Zweigfabriken 2 und 5 zu Seymour, Conn.